

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 25.

Monatlich erscheinen vier Nummern.

Berlin, 1. Juli 1859.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

XIV. Band.

Ein Königssohn

oder

der letzte Stuart.

Von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

27. Capitel.

Ein dunkler Schatten flog über die schönen Züge des jungen Cavaliers, da er unter dem Portal von Carlisle Castle hindurchschritt. Er dachte daran, daß seine unglückliche Ahnfrau hier gefangen gewesen, da sie zuerst nach England kam, die verrätherische Gastfreundschaft ihrer grausamen Cousine Elisabeth zu beanspruchen.

Der Herzog von Perth, welcher ihn begleitete, las den Gedanken auf seinem Gesicht.

„Die Königin,“ sprach er, „floh vor ihren rebellischen Unterthanen, Eure königliche Hoheit aber führt Ihres Vaters siegreiche Unterthanen an, und darin liegt der Unterschied.“

„Das ändert das Omen nicht,“ seufzte Karl Eduard, den sein Aufenthalt in Italien ebenso abergläubisch gemacht, als wäre er in den Hochlanden erzogen.

„O, das Omen ist für Ihre Hoheit günstiger,“ entgegnete der Edelmann. „Königin Maria ward von Feinden begleitet, Sie von Freunden. Mein Kopf,“ fügte er lachend hinzu, „ist in ungleich größerer Gefahr, als der Eurer Hoheit je sein kann. Denn, wenn unser Unternehmen fehlschlägt,

haben wir von dem kaltblütigen Hannoveraner wenig Gnade zu hoffen, während ganz Europa Protest einlegte, würde nur ein Haar Ihres königlichen Hauptes gekrümmt.“

„Vielleicht,“ sprach der Prinz, „würde der Protest zu spät kommen. — Nun, ich fürchte den Tod nicht; er komme, wann er will, so wird er Charles Edward vorbereitet finden. Doch nicht auf dem Schaffot,“ fügte er hinzu. „An der Spitze meiner braven Hochländer will ich ihm freudig entgegenreten. Gegen einen schmachvollen Tod bin ich immer gewaffnet.“

„Gewaffnet?“ wiederholte der Herzog. Der Prinz hielt die Hand empor und sein Begleiter gewahrte an dem Mittelfinger derselben einen jener, damals in Italien sehr gebräuchlichen Ringe, welche in ihrer hohlen Kapsel Gift enthielten. Der treue Anhänger des jungen Fürsten erlebte bei dem Anblick.

Eine feltame, unerklärliche Neigung, welche häufig die Menschennatur zu Contrasten hinzieht, bewog den sieghaften jungen Prinzen, in Carlisle das Zimmer zu seinem Schlafgemach zu wählen, welches einst die unglückliche Maria Stuart bewohnte. Vielleicht neigte der Geist der holdseligen Königin sich über sein Lager, den Schlummer ihres jugendlichen Nachkommen besänftigend und ihm Träume künftigen Triumphs sendend; denn gewiß ist, daß, als er folgenden Tages unter seinen Officieren erschien, er gestärkt war durch neue Hoffnung und strahlend von neuem Muth.

Zu der Nacht, als die Gemächte von Carlisle jattgefunden, machte Crawford die Runde um die Wälle, von einer Abtheilung seiner Mannschaft begleitet. Er hatte soeben seinen Freund, Sir Allan, verlassen, welcher emsig beschäftigt war, seine Leute bei den erschreckten Bürgern einzuquartieren, und ihm versprochen, mit ihm zu einer Abendmahl-

zeit zusammenzutreffen, sobald er die Schildwachen auf ihren Posten gemustert.

„Was giebt's, Sergeant,“ fragte Crawford einen berben Hochländer aus seiner Begleitung, „daß Ihr Euch so ängstlich umschaut?“

„Nichts — gar nichts“ antwortete der Gefragte ziemlich gezwungen.

„Ich hätte geglaubt, Ihr seht irgend eine Spukgestalt oder einen Geist!“

„Pst! Pst!“ entgegnete der Hochländer, „von derlei Dingen muß man zu solcher Stunde nicht reden.“

„Wie, Ihr zittert ja, wahrhaftig —“ fuhr Crawford fort, durch des alten Mannes zitternde Stimme und bleiches Gesicht aufmerksam gemacht. „Wüßte ich nicht, daß Ihr tapfer seid wie ein Löwe, so würde ich glauben, Ihr fürchtet Euch!“

„Ich fürchte mich auch — ich fürchte mich!“ stöhnte der Hochländer.

„Wovor?“

„Nicht vor Lebendigen, aber vor Todten. Ihr werdet Euch erinnern, daß ich an der Ecke der letzten Bastion Euch einen Augenblick verließ.“

„Ich weiß, nun?“

„Ich wollte Euch meine Entdeckung nicht mittheilen, ohne erst zu untersuchen; aber mir schien, als säh ich in dem Winkel etwas Lebendiges, das sich vor uns verstecken wollte; und ich hatte ganz Recht. Wie eine Schwange zusammengeballt sah ich da eine schwarze formlose Masse mit zwei feurigen, wilden Augen, die mich anstierten.“

„Wahrscheinlich ein Spion,“ sprach Crawford, unangenehm berührt durch den Aberglauben des Hochländers, der ihn wahrscheinlich zum Desertiren sehr geneigt machte.



Ihrer Bitten und Drohungen ungeachtet war sie indeß gezwungen worden, den Wagen zu verlassen etc. (Seite 191.)

„Müßt's denn des Satans Spion sein,“ fuhr der Geängstete fort, „denn er ward größer, übermenschlich groß, als ich herankam. Ich erhob meine Partifane, um loszuschlagen, da wurde das Gesicht des Wesens sichtbar. Ich sah und sah, und erkannte ...“

„Nun, zum Teufel,“ rief ungeduldig der junge Mann, verdrießlich über des Mannes Einfalt, „wen saht Ihr?“

„Denselben, den wir im rothen Thurm von Pinkie verbrannten — Mlad Campbell!“

„Mlad Campbell! Unmöglich!“

„Ich sag' nicht, daß es möglich ist,“ erwiderte mürrisch der Hochländer, „aber wahr ist es. Da stand er in dem bleichen Mondlicht mit seinen dunkeln Schlangenaugen, die mich so entsetzlich anstarrten, da stand er, mehr wie ein Bild aus dem Grabe, als wie ein lebendes Wesen.“

„Ihr habt Euch das wohl nur eingebildet, mein guter Bursch?“ bemerkte Crawford.

„Eingebildet! — Eingebildet! Mr. Crawford, ich sage Euch, ich sah ihn so genau, als ich Euch jetzt sehe! Wie könnte man sich so etwas einbilden? Habe ich ihn doch gekannt, da er noch ein kleines Büßchen war und immer nach Arran zum Besuch kam! Habe ich doch mit ihm und mit Sir Allan hundertmal auf den Bergen gejagt, sein unheimliches Lachen gehört, wenn er den Hirsch niedergeschossen! Nein, nein, mag er tobt sein oder lebendig, aber ich stand diese Nacht Mlad Campbell gegenüber.“

Der feierliche Ton des alten Mannes, eines treuen Dieners Sir Allan's, ließ Crawford nicht mehr zweifeln, daß der Erzähler wenigstens selbst fest glaube an das, was er gesehen zu haben meinte; ja der Alte sprach mit so fester Ueberzeugung, daß selbst Crawford davon betroffen ward.

„Kann Mlad entschlippt sein?“ fragte er sich selbst, „oder ist seinem bösen Geiste wirklich gestattet, wieder auf der Erde zu erscheinen, um hier seine verderbliche Sendung zu vollenden?“

„Da ist's wieder!“ rief der Hochländer, bleich vor Schrecken, auf eine schwarze Gestalt deutend, welche ihnen behutsam zu nahen schien. Crawford sah die Gestalt, und obgleich sein Herz heftig schlug, schwankte er doch keinen Augenblick, sondern stürzte, seinen Claymore ziehend, auf die Erscheinung los, seinen Begleitern zurufen, ihm zu folgen.

Nur der alte Sergeant gehorchte diesem Befehl, die Uebrigen, welche Zeugen des Gesprächs gewesen, wurden von Schreck und Furcht zurückgehalten.

Je mehr Crawford dem Schatten sich näherte, je mehr wich dieser zurück, und statt an den Wällen entlang zu gehen, schlüpfte er plötzlich in eine Bastion, wo ein großer Ulmbaum tiefes Dunkel verbreitete.

„Teufel oder Mensch,“ rief der Verfolger, dem Verschwundenen in sein Versteck nachsehend. „Ich will sehen, was und wer Du bist, denn von dieser Stelle ist kein Entkommen möglich, müßte denn der Satan Dir Flügel leihen.“

Als Crawford dem Baum sich näherte, sah er den Gegenstand seiner Verfolgung bewegungslos neben dem Stamme, dicht an der Brustwehr stehen. Das Mondlicht beschien ihn — es konnte kein Irthum sein. Es war Mlad Campbell, den Crawford todt geglaubt. Er unterscheid die rothe Narbe auf seiner Stirn, die spöttisch verzogenen Lippen. Ein kalter Schweiß trat auf Mlad's Gesicht. „Hät das Grab,“ fragte er sich, „wirklich den Todten zurückgegeben, oder ist unser Feind auf irgend eine Weise entkommen?“

Ehe er noch Zeit hatte, diesen Gedanken auszusenden, sprang die unheimliche Gestalt über die Mauer. Mlad stürzte näher, doch zu spät, die Erscheinung war verschwunden. Der alte Sergeant langte jetzt in Crawford's Nähe an.

„Habt Ihr ihn gesehen?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Mlad.

„Nun, ist er lebendig oder nicht?“

„Ich weiß nicht. Er verschwand wie ein Schatten über die Mauer hier bei dem Winkel, dicht bei dem Baum. Entweder täuschen mich meine Sinne, oder das Grab hat den unseligen Todten wieder herausgegeben.“

„Ich glaube, wir sind Beide getäuscht,“ bemerkte der Hochländer, welcher unter dem Baum untersucht und daran ein langes, über die Mauer hinabfallendes Seil gefunden, „das Wesen, das wir sahen, ist so wenig ein Geist, als wir.“

„Was meint Ihr?“

„Seht nur, Ew. Ehren,“ erklärte der alte Mann, auf das Seil deutend. „Geister brauchen nicht derselben Mittel, um zu entweichen. Die Leute, die damit Bescheid wissen, meinen, Geister können durch die Lüfte fliegen, wie die Seemöven, oder durch Schließlöcher dringen, wie ein Hauch. Aber seid Ihr gewiß, daß es Mlad Campbell war?“

„So gewiß, als wir hier beieinander stehen.“

„So muß er mehr Leben haben, wie eine Katze,“ rief der Hochländer, dessen Muth zurückgekehrt in dem Augenblicke, da er wußte, daß er mit keinem überirdischen Feinde zu thun habe, „aber hätte er auch hundert Leben, ich muß hinter ihm drein.“

„Bleibt!“ sprach Crawford, den braven Alten zurückhaltend, welcher im Begriff stand, mit Hilfe des Seils sich an der Mauer hinabzulassen, „diesmal ist er der Verfolgung entgangen. Ich bin ebenso überzeugt davon, daß es Mlad war, als davon, daß er lebt, obgleich ich nicht begreifen kann, wie er aus dem alten Thurm entkam. Ich sah das Gebäude brennen, zerbröckeln und zu einem Haufen glühender Asche zusammensinken. Und hier sehe ich ihn lebend. Dies ist ein Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag.“

In derselben Nacht noch reiste Mlad, welcher Carlisle am Tag vor der Uebergabe erreicht, nach London ab. Er war es, der dem Herzog von Cumberland die Nachricht von der Einnahme der Stadt brachte, ward als Belohnung für diesen Dienst zum Generaladjutanten ernannt und erhielt den Rang eines Oberst-Lieutenant in der königlichen Armee.

In derselben Nacht ward auch durch Sir Allan und Crawford ein Bote nach Edinburg gesandt, mit der Nachricht, daß ihr gemeinschaftlicher Feind, Mlad Campbell, noch lebe; sie möchten daher auf ihrer Hut sein gegen die Machinationen des ruhelosen Geistes, welcher sicher nicht ermangeln würde, sich ihnen bemerkbar zu machen.

„Mlad lebt!“ rief die alte Gräfin bei Empfang dieser Kunde. „So ist Edinburg nicht länger ein Aufenthalt für uns. Wenn der Geier in den Lüften freist, muß die Taube das schützende Dach suchen. Wir wollen nach Arran Castle gehen, Kinder,“ fügte sie liebevoll hinzu; „er müßte noch größere Verwegenheit haben, als ich ihm zutraue, um bis dorthin uns zu verfolgen.“

„Warum denn nach Arran Castle, Tante? Ist es nicht besser in der Stadt?“ fragte Alice, der es leichter schien, in

Edinburg Nachricht von dem Geliebten zu erhalten, als in den Hochländern.

„Warum nach Arran Castle?“ wiederholte die alte Lady streng; „weil ich Euch dort beschützen kann, weil ich da umgeben bin von treuen Herzen, auf die ich mich verlassen kann, von Menschen, die meinen leisesten Wünschen gehorchen, von Menschen, die, wenn sie Mlad Campbell auf meinem Grund und Boden anträfen, ihn bis zu seinem Schlupfwinkel verfolgen würden, wie der Jäger den Wolf in seine Höhle zurückscheucht.“

Die Schwestern waren bestürzt über die große Energie, welche die Tante in ihren Worten und Mienen an den Tag legte; auf ihrer Stirn thronte jener Zug von Entschlossenheit, welche ihre Umgebungen zu gut kannten, um sich der Gefahr eines Widerspruchs gegen den einmal ausgesprochenen Willen auszufreien.

„Mlad ist aber Ihr Neffe, Tante!“ flüsterte zagend Constance.

„Er ist meines Blutes unwürdig — er ist eine Schmach für den Stamm Campbell. So war sein Vater auch, und der Sohn gleicht dem Vater. Denkt Ihr,“ fügte sie hinzu, ihre Arme um das schülterne Mädchen schlingend, „ich würde zögern, die von Eurem sterbenden Vater mir übertragene Verpflichtung aus allen Kräften zu erfüllen? Nein — wenn Edward Arran herabsieht auf uns, soll er sich freuen, wie gut ich mein Amt verwalte. — Ich sage es noch einmal, der erste Befehl, den ich, in Arran angekommen, meinem Clan gebe, soll Mlad's Tod gewiß machen, sobald er wagt, den Fuß auf mein Land zu setzen. Meine braven Hochländer werden ihre alte Herrin schon beschützen und die jungen Herzen, die sie liebt.“

Der Entschluß der Gräfin ward unverzüglich ins Werk gesetzt, und dieselbe Nacht noch reiste sie nach Arran ab. Als sie nach ihrer Ankunft die einflußreichsten Männer des Clans hatte zusammen berufen lassen, erzählte sie ihnen Mlad's hinterlistige Entführung Alicens und dessen verrätherisches Bemühen, die Grundsätze seiner Tante bei dem General Guesst und der Rathöverammlung zu verächtigen.

„Er hofft, die reichen Ländereien zu erben,“ fuhr sie fort, „aber der Schurke wird sich irren. Er ist nicht von dem Blute Eurer alten Chefs, und ich habe nicht die Güter aus den Händen der Sachien gerettet, um ein unwürdiges Mitglied meiner Familie damit zu bereichern. Mit meinem Willen soll kein anderer als ein Arran in Arran herrschen, wenn meine alten grauen Haare im Grabe liegen.“

Diese Erklärung, die bestimmteste, welche die Gräfin je in Bezug auf ihre Hinterlassenschaft gegeben, ward mit einstimmiger Billigung von den alten Clansmännern aufgenommen, welche mit echter Hochlandstreue der Familie ihrer alten Chefs ergeben waren und stets mit Neid und Unwillen auf Mlad sahen, dessen hochmüthig-wilder Charakter bei seinen häufigen Besuchen in Arran sich deutlich genug bemerkbar machte.

„Das war gesprochen, wie's der Wittve unsers Herrn ziemt!“ entgegnete der Älteste der Deputation, „Gott segne unsere ehle Herrin!“

„Werdet Ihr für die Sicherheit des Schlosses sorgen?“ fragte die alte Dame.

„Kein Raß, der nach Arran führt, soll unbewacht bleiben,“ erwiderten die Männer; „wir wissen ja, wen wir zu schützen haben!“

„Die Nichten Eures alten Chefs,“ bemerkte die Gräfin, „und seine Wittve, die durch ihre Liebe zum Clan bewiesen, daß sie die würdige Gemahlin des Chefs ist,“ entgegnete einer der Clansmänner. „Lady,“ fuhr er fort, „daß kein Mißverständniß zwischen uns sei, so sprecht Euren Wunsch offen aus gegen Euren treuen Clan und zweifelt nicht an seinem Gehorsam. Wenn wir um Arran's Grenzen Euren lauerten Feind antreffen oder ihn gar auf Euren Gütern begegnen, wie sollen wir mit ihm verfahren?“

Eine Weile schwieg die alte Gräfin, denn so tief sie sich auch beleidigt fühlte und so sehr sie auch die bösen Absichten ihres Neffen fürchtete, sagte sie doch eine Art Scheu, die Worte auszusprechen, welche ihm ein frühes Grab graben konnten, und seien diese Worte auch nur das Ergebnis der Nothwehr. Ihre Lippen zitterten und ihr Herz konnte sich nicht sogleich ermannen zu dem entscheidenden Ausspruch. Doch zufällig streifte ihr Blick das Bild Eduard Arran's, die Erinnerung an ihre Jugend kehrte zurück, und der Gedanke, vor Allem seine Kinder zu schützen, die er so vertrauensvoll ihr übergeben, gewann die Oberhand in ihrer Seele, und all ihr Muth kehrte wieder.

„Behandelt ihn,“ sprach sie fest, „wie Ihr die Schlange behandeln würdet, die Ihr um die Wiege Eures Erstgeborenen schleichen seht, oder wie den Wolf, der die Sicherheit Derer bedroht, die Ihr liebt.“

„Genug, Lady, wir verstehen. Euren Befehl soll gehorcht werden.“

Von dieser Stunde an ward die Grafschaft Arran von treu ergebenen Herzen bewacht, die entschlossen waren, an Mlad augenblickliche, strenge Gerechtigkeit zu üben, sobald er sich auf dem ihm jetzt verbotenen Grunde erblicken lasse.

28. Capitel.

Bald nach der Einnahme von Carlisle marschirte Marschall Wade von Newcastle ab, doch da er von den unaußgesetzten Erfolgen der Insurgenten hörte und überdies des großen Schneefalles wegen nicht weiter marschiren konnte, sah er sich genöthigt zum Rückzuge.

Ehe noch die schottische Armee in England Fuß gefaßt, waren des Königs kriegerische Truppen aus Flandern gelandet, und während Karl Eduard mit einer Hand voll getreuer Anhänger noch in Carlisle weilte, vereinigte in Strafsfordshire sich ein Heer von 10,000 Mann, ihm entgegenzutreten, und es schien kaum möglich, daß der Prinz gegen eine so große, so gepriesene Kriegsmacht siegen oder ihr ausweichen könne, ja sogar den Hochländern selbst, trotz des Muthes und der Begeisterung für ihre Sache, schien ein ferneres Gelingen ihres Unternehmens sehr zweifelhaft.

Im Rath des jungen Chevaliers machte sich jetzt eine große Verschiedenheit der Meinungen bemerkbar. Einige waren für den Rückzug nach Schottland, Andere riethen, nach Newcastle zu marschiren und dort das Heer des Marschalls Wade anzugreifen, Karl Eduard selbst schlug vor, gleich direct nach London vorzudringen, was auf der Lancasterstraße geschehen konnte. So gewagt der Vorschlag auch war, ward er doch endlich angenommen.

Bei Musterung der Armee in Carlisle ergab sich, daß dieselbe sich auf die Zahl von 4500 Mann belief; ein volles Tausend war auf dem Marsch von Edinburg geblieben. Der Chevalier zweifelte jedoch nicht, daß durch Hinzutreten seiner englischen Freunde die Zahl bald wieder bedeutend wachsen werde. Am 21. brach das erste Detachement der Armee, aus 5 tiefländischen Regimentern und Cho's Leibgarde bestehend, unter Lord George Murray nach Penrith auf, und während diese am nächsten Tage weiter marschirten nach Kendal, rückten die Clan-Regimenter, mit dem Rest der Reiterei, vom Prinzen in Person angeführt, nach Penrith vor, so daß nur 150 Mann als Besatzung in Carlisle zurückblieben. Die Kanonen folgten der zweiten Division unter der Obhut des vom Herzog von Perth befehligten Regiments. Die Regimenter beider Divisionen hatten abwechselnd die Vorhut, und Prinz Charles ging, um seine Krieger zu ermutigen, häufig zu Fuß an ihrer Seite.

So rückten die Truppen über Sharp, Kendal, Lancaster und Garstang nach Preston vor, wo die zwei Divisionen am 27. zusammentrafen. Der Prinz theilte redlich alle Mühen mit den Seinigen, oft über seine Kräfte sich anstrengend. Als er zu Fuß mit seinen Soldaten die öde Strecke zwischen Penrith und Sharp durchwanderte, übermannte die Müdigkeit ihn so, daß er sich an das Wehrgeländ eines Hochländers festhielt, um nicht zu fallen. So marschirte er im Halb-schlummer mehre Meilen.

So weit sie bis jetzt in England vorgerückt, waren ihnen von Seiten des Volkes nichts als Beweise von Argwohn und Widerwillen zu Theil geworden. Ihre politischen Zwecke erregten keine Sympathien und ihre seltsamen Kleider, ihre Sprache, ihre fremdartigen Sitten, verbreiteten Schrecken überall, wohin sie kamen. Weiber verbargen ihre Kinder bei ihrer Annäherung, weil sie glaubten, es seien wilde Kanibalen, hungrig nach dem zarten Menschenfleisch, und nicht gering war dann das Erstaunen, wenn diese Männer, weit entfernt, als Räuber aufzutreten, mit höflichem Dank jede ihnen gereichte Erfrischung entgegen nahmen.

Die Hochländer begannen täglich vor Sonnenaufgang ihren mitbewollten Marsch, mit keinen andern Nahrungsmitteln mehr versehen, als mit Gerstenmehl, das sie in langen Säcken bei sich trugen und ohne es zu kochen verzehrten, nur vermischt mit etwas kaltem Wasser. Sie rechneten bei dieser einfachen Kost darauf, gelegentlich einen Stier oder einen Ochsen zu erlegen, dessen Fleisch einige Abwechslung in die spärlichen Mahlzeiten bringe, oder auch auf die Güte Derer, die bei Nacht ihnen Obdach gaben. Die Engländer staunten nicht wenig, da sie sahen, wie diese Männer bei so spärlicher Kost 20—30 Meilen in einem Wintertage machen konnten.

Als die Armee des Prinzen sich noch mehre Meilen von Manchester befand, war ein gewisser Dickson, nur von seiner Geliebten und einem Trommler begleitet, eine ganze Tagesreise dem Heere voraus, und allein in die Stadt eingezogen. Diese tollkühne Idee, gänzlich sein eigen und der Ordre seiner Vorgesetzten vollkommen entgegen, bahnte den Weg zu leichtem Siege. Eine Stunde nach seiner Ankunft in Manchester begann er unter Trommelschlag die Straßen zu durchziehen, um Rekruten zu werben, ein Vorbaben, in welchem ihn anfänglich das Volk nicht störte, weil es die ganze Armee nahe glaubte. Aber als sie vernahm, daß auch der Vortrab nicht früher als am Abend eintreffen könne, wurden sie muthiger und umringten den Werber, drohend, ihn gefangen zu nehmen.

Dickson präsentirte sein Gewehr, drohend, dem Ersten, der sich ihm näherte, das Gehirn aus dem Kopf zu schießen, und da er sich wie ein wüthender Löwe gebardete und mit seiner Doppelflinte unter beständigem Umdrehen nach allen Richtungen zielte, so erweiterte er den Kreis, den die Bürger um ihn gezogen, sehr bald. Dem Schießen konnten die sanftmüthigen Weber keinen Geschmack abgewinnen.

Nachdem Dickson eine Zeit lang dieses Manöver fortgesetzt, griffen die den Stuarts geneigten Einwohner zu den Waffen und eilten dem verwegenen Mann zu Hilfe, welcher bald von 500—600 Anhängern umringt war, durch deren Beistand er die Masse seiner Feinde bald gänzlich zerstreute.

An der Spitze der gewonnenen Schaar zog er nun triumphirend durch die Straßen der Stadt zum großen Aerger der loyalgefinnten Einwohner, und suchte durch Verschönerungen und Fedes, zuwerfliches Wesen die Zahl seiner Anhänger zu vergrößern; er gab den neu erworbenen Rekruten weiße Cocarden und versprach ihnen ein Handgeld von fünf Guineen.

An demselben Abend um 9 Uhr langte die aus 100 Reitern bestehende Avantgarde in Manchester an, und der Rest der Armee folgte am nächsten Tage. Nachmittags um 2 Uhr betrat der Prinz die Stadt, umgeben von einer außerlesenen Schaar von Hochländern. Er trug einen Tartan Plaid in den Farben der Stuart und ein blaues Sammetbaret mit einer weißen Rose, dem Wahrzeichen seines Hauses.

Wahrscheinlich erlaunte Keiner in der kleinen Armee mehr über deren glückliche Erfolge, als der Prinz Karl Eduard selbst. Ohne einen Schuß noch Schwertschlag hatte eine der bedrütendsten Städte des Königreichs sich ihm geöffnet; ein hoffnungsvolles triumphirendes Lächeln leuchtete auf in seinem schönen Gesicht, als er, sich zu Allan Glencairn wendend, der an seiner linken Seite ging, ihm vertraulich ins Ohr flüsterte:

„Die Anzeichen sind günstig. Wenn dieser glückliche Stern ferner über mir waltet, so sehen wir uns in vierzehn Tagen in der Hauptstadt meines königlichen Vaters.“

„Ich zweifle nicht daran,“ entgegnete Sir Allan.

„Dann,“ fuhr der Prinz fort, „sollen meine treuen Freunde erfahren, ob Charles Edward Ergebenheit zu lohnen weiß, oder nicht. Kommen Sie nach Tisch zu mir, ich habe schon wieder einen Auftrag für Sie. Armer Allan, den Treuesten werden stets die schwersten Lasten auferlegt. Während Andere sich ausruhen, müssen Sie reiten!“

Der Baronet v. rücherte, daß sein Leben und seine Waffen dem Dienste des Prinzen gewidmet seien, und bat, Seine königliche Hoheit möge bei den zu fordernden Diensten jeden Gedanken an die Gefahr derselben unberücksichtigt lassen.

29. Capitel.

Das friedliche Dörfchen Chapel-en-le-Frith, unsern von Ghatzworth, der fürstlichen Residenz des Herzogs von Devonshire gelegen, war zur Mitternachtsstunde, lange nachdem seine Bewohner sich zur Ruhe begeben, Zeuge eines hier ungewöhnlichen Schauspiel. Ein Reitertrupp nämlich galop-

pirte durch die lange, enge Straße des Dorfes, nur bemerkt von wenigen Leuten, welche zufällig, am Lager eines lieben Kranken wachend, der Ursache des seltenen Geräusches nachspürten. Diese sahen, wie die Reiter den holprigen Weg entlang um die Ecke beim Kirchhof ritten und dann die Straße nach Chatsworth einschlugen.

Sir Allan Glencairn, welcher den Trupp commandirte, hatte Ordre empfangen, so geheim als möglich sich dem Wohnsitz des Herzogs von Devonshire zu nähern, und ihn zu überreden, da die Person des Herzogs nicht allein als wichtige Geißel dienen konnte, sondern durch dessen Gefangennehmung zugleich die bedeutenden Maßregeln unterblieben, welche er zu Gunsten des regierenden Königshauses getroffen.

Der Anführer des jetzigen Herzogs von Devonshire war einer der Großen des Landes, welche sich vereinigt hatten, Wilhelm von Dranien nach England zu berufen, und die ganze Familie blieb den Stuarts dauernd feindlich gesinnt.

Der kleine Trupp war ungefähr noch vier Meilen von seinem Ziel entfernt, als Sir Allan, der zurückgeblieben, um sich zu überzeugen, ob keine Nachzügler unter seinen Leuten seien, den Knall von Feuerwaffen hörte. Seinem Pferde die Sporen gebend, galoppirte er an die Spitze seiner Leute und fand sie um einen Wagen versammelt, in welchem eine reich gekleidete Dame und eine ohnmächtige Dienerin befindlich.

Die zwei Postillons waren bereits getödtet. Sie hatten versucht, ungeachtet des Rufes der Reiter, durch deren Linie zu brechen, und mußten diesen Versuch mit dem Leben büßen. „Laßt mich weiter!“ rief die Dame dringend. „Seid Ihr Räuber, daß Ihr mich auf der Landstraße anfaßt? O, Ihr sollt es bereuen!“

„Steigt aus!“ riefen Einige, die besonders ungeduldig waren, die Köpfe der reisenden Dame zu plündern. „Ich will nicht aussteigen!“

Ihrer Drohungen und Bitten ungeachtet war sie indeß gezwungen worden, den Wagen zu verlassen, als der Baronet heranritt. Erschrocken über das hier angerichtete Gemel befahl er augenblicklich den Männern, von ihrer Gewaltthat abzusehn, ein Befehl, welcher murrend befolgt ward. „Sind Sie der Anführer dieser Schurken?“ fragte die Dame, welche mehr entsetzt als erschrocken schien.

„Ich habe die Ehre, diese Leute zu commandiren,“ erwiderte der Baronet, lässlich seinen Hut abnehmend, „die zu der siegreichen Armee Sr. königl. Hoheit des Prinzen Charles Edward, Regenten des Vereinigten Königreichs, gehören.“

„Wirklich!“ sprach die Dame mit ironischem Lächeln. „Und was denken die siegreichen Truppen des vorerwähnten Regenten, wie Sie ihn nennen, zu gewinnen durch die Plünderung eines hilflosen Weibes? Wenn Raub ihre Absicht ist, so mögen sie die Summe nennen, welche sie als Lösegeld für mich verlangen und dürfen gewiß sein, daß sie bezahlt wird.“

„Meine Leute hielten in ihrem Eifer Ihren Wagen für den des Herzogs von Devonshire.“

„Viel Ehre für mich,“ sprach die Dame, „doch wenn sie den Herzog einholen wollen, werden sie sehr scharf reiten müssen, denn er verließ Chatsworth schon vor vier Stunden. Der arme Mann kam fast von Sinnen, da er von dem Einzug der Schotten in Manchester hörte.“

„Sind Sie des Herzogs Gemahlin, Madame, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin keines Mannes Gemahlin.“

„Aber Sie werden doch einen Namen haben.“

„Einen sehr bescheidenen,“ entgegnete die Gefangene. „Ich bin Therese Löwenberg, eine von den Ehrendamen der Prinzessin Wittve von Wales. Wenn Sie sich die Mühe nehmen, das Wappen des Wagens zu untersuchen, werden Sie bestätigt finden, was ich sage.“

„Ja, die königliche Krone ist auf dem Wagen,“ bemerkte ein junger Sergeant, der die Unterredung angehört, „daran ist kein Zweifel.“

„Aber,“ entgegnete ein Fähnrich, „das ist noch kein Beweis, daß sie wirklich das ist, wofür sie sich ausgibt. Vielleicht ist sie eine von des Murrators Töchtern.“

„Der seine Geliebte,“ fügte ein Anderer hinzu. Die Dame ward abwechselnd roth und todtbleich bei diesen Bemerkungen. Ihre herrlichen dunkeln Augen auf Sir Allan heftend, bat sie ihn, sie ungehindert ihren Weg fortsetzen zu lassen; „Jede Summe, die Sie als Lösegeld bestimmen, wird gewissenhaft gezahlt werden,“ schloß sie ihre, an den Baronet gerichtete Bitte.

„Ginge die Entscheidung allein von mir ab, Madame, so wären Sie augenblicklich frei,“ antwortete Sir Allan, „doch fürchte ich, wenn ich auch den Befehl zu Ihrer Freilassung gäbe, würden meine Leute mir nicht gehorchen. Der Prinz allein muß hier entscheiden.“

„Wo ist der Prinz?“

„In Manchester.“

„Ich muß nach London zurück — ich habe mich schon allzusehr verspätet. — O, ich bitte, lassen Sie mich weiter reisen. Ich habe Gold und Juwelen im Wagen,“ fügte sie stöhnend hinzu. „Nehmen Sie diese, sie sind von großem Werth, nur lassen Sie mich reisen.“

„Madame,“ entgegnete Allan, der sich durch dieses Anerbieten tief verletzt fühlte. „Ich bin weder ein Räuber, noch ein bestechlicher Dieb, um solch ein Anerbieten anzunehmen. Gätten Sie Millionen in Ihrem Besitz, sie sollten mir heilig sein. Ich habe mir zu bedauern, daß eine so traurige, schwere Pflicht mir zugefallen.“

„Möglich, daß Sie ein Gentleman sind.“

„Nicht nur mein Wappen allein erklärt mich als solchen.“

„Ihr Name?“

„Sir Allan Glencairn,“ erwiderte der Baronet, sich ehrerbietig verneigend.

„Nun denn, Sir Allan Glencairn, da wir in so ehrenwerthe Hände gefallen sind und da Sie nicht die Macht haben, uns frei zu lassen, so erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, in meinem Wagen uns bis Manchester zu begleiten, wo ich Ihren Leuten für mich und meine Dienerin ein angemessenes Lösegeld zahlen werde. Die arme Gurten — ihr Verstand, der sie wohl nie sehr drückte, ist bei der Annäherung Ihrer Leute ganz stüchtig geworden. Ich wünschte,“ fügte sie mit schwachem Lächeln hinzu, „meine Füße wären ebenso leicht und stüchtig gewesen.“

hängern sind Sie humanisirt genug, aber der Himmel bewahre mich vor den Lebigen!“

Ohne fernere Einwendung stieg der Baronet in den Wagen, zwei seiner Soldaten bestiegen die blutigen Sättel der getödteten Postillone und lenkten den Wagen nach Chatsworth zu.

Hier fanden sie die Aussage ihrer Gefangenen bestätigt. Der Herzog war seit mehreren Stunden abgereist und bereits so fern, daß jede Verfolgung unnütz. Die Mannschaft entschädigte sich jedoch durch Plünderung, von welcher sie durch die Drohungen und Mahnungen ihres Anführers sich nicht abbringen ließ. Obgleich die Dienerschaft die eigentlich werthvollen Gegenstände in Sicherheit gebracht, so erschien den armen Hochländern das, was sie voranden, doch noch als ein unerforschlicher Schatz, und nachdem sie sich erfrischt, machten sie sich wieder auf nach Manchester, ihre Gefangenen im Wagen mit sich führend.

„Welch eine Art von Mann ist Prinz Charles?“ fragte die Dame ihren Beschützer, da sie der Stadt sich näherten. „Er ist großmüthig, offen, tapfer, edel und dankbar.“

„Seltzam, und er ist ein Fürst!“

„Sie müssen viel bei Hofe gewesen sein, um ein so strenges Urtheil sich gebildet zu haben, wie Ihre Bemerkung verräth.“

„Leider zu viel,“ antwortete die Dame mit einem Seufzer. „Ich bin geboren in dieser trüglichen Atmosphäre, habe darin gelebt und werde wahrscheinlich darin sterben. Wie eine fränkische Pflanze in einem Treibhause schmachte ich in der erstickenden Hitze und bin doch zu schwach, fern von dort zu existiren. O! wünsche ich,“ fügte sie seufzend hinzu, „ich wäre als Bäuerin geboren, wie meine Dienerin.“

„Wollten Sie den Hof so seines Schmucks berauben!“ sprach der junge Mann, der sich berufen fühlte, ihr irgend etwas Höfliches zu entgegnen.

„Sie sind kein Sohn des Gebirges,“ sagte die schöne Gefangene, ihn scharf ansehend.

„Warum nicht?“

„Weil Sie schmeicheln. Glauben Sie denn,“ fuhr sie fort, „daß ich nur so aufrichtig sprach, um ein schales Compliment zu hören, das ich schon tausendmal bis zum Ekel gehört? Nein, ich wollte das Herz von seiner Last befreien durch ein aufrichtiges Wort. Aber lassen wir Beides — Complimente und Klagen.“

Als Sir Allan und seine schöne Gefangene in Manchester ankamen, hatte sich ein gewisses gegenseitiges Verständniß zwischen ihnen gebildet. Die Dame drückte ihr Erstaunen über die offenen klugen Bemerkungen, die naiven Sitten des jungen Hochländers häufig durch das Aufleuchten ihrer schönen Augen aus, herrliche Augen von jenem dunkeln Veilchenblau, das Dichter und Maler preisen und doch so selten antreffen.

Karl Eduard war zu sehr beschäftigt, um sogleich über das Schicksal der Dame zu entscheiden, welche in seine Hand gegeben war. Doch glaubten er und Sir Allan das, was sie über sich selbst geäußert, nämlich, daß sie eine Ehrendame der Prinzessin von Wales sei.

„Es scheint,“ bemerkte die Gefangene, da Sir Allan ihr von den Geschäften des Prinzen erzählte — „Seine Hoheit träumt sich schon in St. James. Armer junger Mann!“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „kennte er so gut wie ich die Sorgen und Leiden, die dort wohnen, er würde nicht so begierig sein nach der Besitznahme. Glück wohnt selten in Palästen.“

„Sie sprechen mit großer Verachtung von Höfen,“ bemerkte der Baronet.

„Weil ich ihre Hohlheit kenne, weil ich weiß, daß Heuchelei und Verrath dort ihre natürliche Heimath finden und Reinheit, Ehre und Wahrheit täglich dort geopfert werden. Ein Palast!“ — fuhr sie fort — „hätte das Schicksal mir die Wahl gelassen, ich hätte die ärmlichste Hütte meines deutschen Vaterlandes vorgezogen.“

„Ich kann den innern Widerwillen wohl begreifen,“ antwortete der Hochländer, „den ein unverdorbenes Gemüth, wie das Ihre, fühlen muß bei dem Zwang, das Unwürdige neben sich zu dulden, ja ihm sogar Ehrerbietung zu beweisen. Die Frauen und Töchter unsers schottischen Weils, darf ich mit Stolz behaupten, wären unfähig, dem Beispiel der englischen Damen zu folgen, welche sich nicht entblüden, wie man sagt, der unwürdigen Geliebten des Königs zu schmeicheln.“

Eine brennende Röthe überzog das Antlitz der Gefangenen, und einen Augenblick später war sie so todtbleich, daß Allan glaubte, sie werde von einer Ohnmacht befallen.

„Unwürdig!“ wiederholte sie, „ja, ja, sie ist unwürdig! Jeder Ehrenmann hat recht, sie zu verdamnen, und jede tugendhafte Frau recht, sie zu meiden. Doch vielleicht würde die Geschichte der Gräfin Königsstein, wenn Sie dieselbe kennen sollten, Ihr Mitleid herausfordern.“

Sir Allan schüttelte ungläubig den Kopf.

„Sahen Sie die Gräfin jemals?“ fragte die Dame.

„Noch nie.“

„Aber Sie hörten von ihr?“

„Viel Böses und etwas Gutes. Die Leute sagen, sie soll wohlthätig sein und einen großen Theil der Reichthümer, die ihr königlicher Liebhaber in ihren Schooß schüttet, zur Unterstützung Unglücklicher verwenden. Vielleicht flüstert das Gewissen ihr zu, daß dies der einzige Weg sei, das Leben, das sie führt, zu süßen und es abzublößen, daß sie Theil hat an der Plünderung des unterdrückten, leidenden Volkes.“

„Sie sind streng gegen den König und ungerecht gegen die Gräfin. Was auch ihre Fehler sein mögen, deren sie viele hat, Geldgier ist nicht unter ihnen, und die von ihrer Familie ererbten Besitzungen sind nicht nur hinreichend zu ihrem eigenen Lebensunterhalt, sondern sogar zu ihren Almosen. Das Band zwischen dem König und seiner Geliebten ist nicht aus Eigennutz geschlossen.“

„Doch nicht aus Liebe!“ bemerkte Sir Allan mit Bewunderung, „das wäre um so seltsamer, da Georg II. alt, unschön, rauh und despotisch in seinem Wesen ist, und die Gräfin soll, wie man sagt, jung und schön sein.“

„Ihre Schönheit ward ihr zum Fluch. Könnten Sie sie jetzt sehen und sie vergleichen mit dem, was sie einst war, ein barmherziges glückliches Mädchen, deren frühestes Jugendjahre so viel Gutes versprachen. — Vergiftet, besetzt sprechen wir nicht mehr von ihr.“

„Sie erregen mein Interesse,“ sprach der Baronet, „ich möchte wissen, wie viel weniger ein Weib, das nach Ihrer Aussage

sehr unglücklich zu sein scheint. Ich möchte wohl ihre Geschichte kennen.“

„Es ist eine traurige,“ antwortete die Dame, eine Thräne von ihren dunkeln Wimpern wischend. „Sie werden staunen über meine Schwäche, doch wir waren in früherer Jugend Freundinnen, fast Schwestern, und Niemand hat ihren Fall mehr beklagt als ich.“

„War Ehrgeiz die Ursache?“

„Nein, sie verschmäht die Macht und erbat noch nie eine Gunst von dem Monarchen, dessen Scepter zu lenken man sie anschildigt.“

„So war es Liebe?“

„Liebe?“ antwortete die Gefangene schauernd. „Sie fühlt Ekel und Abscheu vor dem Wesen, das ihr junges Herz vergiftete, und würde den Tod seiner entsetzenden Beachtung vorziehen. Nein, nein, weder Ehrgeiz noch Liebe verursachten den Fall meiner unglücklichen Freundin.“

„Alles dies scheint auf ein Geheimniß zu deuten, welches beweist, daß die Dame entweder das Opfer ihrer eigenen Gefühle oder einer tödtlich gelegten Schlinge geworden, doch ich will nicht ferner mit Fragen in Sie dringen,“ fügte der Baronet hinzu, „ich bin schon allzu indiscret gewesen. Verzeihen Sie, und lassen Sie uns von etwas Anderm reden.“

„Nein,“ erwiderte die Verteidigerin der unglücklichen Gräfin. „Ich kann nicht dulden, daß Sie meine arme abwesende Freundin verachten, Sie müssen wenigstens auch die Gründe kennen lernen, welche sie Ihres Mitleids werth machen. Es wird Ihnen bekannt sein, daß in seinen Erbblenden Georg II. absoluter Herrscher ist. Der constitutionelle König von England ist der despotische Kurfürst von Hannover.“

Sir Allan verneigte sich als Zeichen seiner Kenntniß der Sache.

„Es war ein wildes Geschlecht, diese Guelphen — Sklaven ihrer Leidenschaften, wild in ihrer Liebe, tödtlich in ihrem Haß! Lesen Sie die Geschichte der Kriege in Italien und Deutschland, und Sie werden finden, daß sie selten zurückbeugen vor einem Verbrechen, wenn es die Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Neigungen galt. Georg I. hielt seine unschuldige Gemahlin gefangen und ließ ihren Freund, das einzige Wesen, das Mitleid für ihre Leiden ihr anzusprechen wagte, enthaupten. Er hielt sie gefangen in seiner Festung Celle, bis sie dort, veressen und im Herzen verwundet, starb.“

„Ich hörte seltsam traurige Gerüchte über die Behandlung der seligen Kurfürstin,“ entgegnete der Zuhörer, „und wunderte mich oft, warum das Parlament sich nicht für sie verwandte, da sie doch zugleich Gemahlin des Königs von England.“

„Weil das Parlament aus Männern besteht, die nachsichtig gegen die Schwächen ihres eigenen, unbarmherzig gegen die Fehler unsers Geschlechts sind. Sie machen die Gesetze, durch welche sie selbst nicht gebunden werden, sie schweifen frei umher und nehmen Glück und Liebe, wo sie dieselben finden. — Doch das gehört nicht zu meiner Erzählung,“ fuhr sie fort, die Gedanken abschüttelnd, die sie zu befeuern schienen — „wir sprachen von der Gräfin. Vielleicht wissen Sie nicht, daß ihr Vater die erbliche Marschallswürde in Hannover bekleidete?“

„So hoch geboren und so unglücklich!“ rief der Baronet überrascht.

„Er war ein braver, edler Mann,“ fuhr die Gefangene fort, die Bemerkung nicht beachtend, „mit einem echten deutschen Herzen voll Liebe zur Heimath und zum Vaterlande. Er hatte Reisen gemacht in seiner Jugend, hatte in Gegenden gelebt, wo die Menschen frei sind, und die Erinnerung daran verfolgte ihn wie ein Traum. Er räumte seinen Vasallen, die ihn liebten und segneten, Rechte und Privilegien ein, gründete Schulen für ihre Kinder, die einst vielleicht, wenn die Saaten des Gedankens und Geistes Frucht tragen, ihn rächen werden. Diese Handlungsweise zog ihm den Haß der anderen Edelleute zu; solcher Männer, welche nicht gewesen wären, hätte der Zufall sie nicht zu Herren des Bodens gemacht, den sie bedrückten. Des Marschalls Lage ward schwierig und er zog sich vom Hofe zurück, nach einer von dem Kurfürsten erfahrenen offenen Beleidigung. Er wußte, was er that, jene Atmosphäre war nicht die, worin er athmen und leben konnte. Er zog sich auf seine Güter zurück und lebte dem Wohlthun. Doch der Haß ruhte nicht; er ward des Verraths angeklagt, der Verschwörung gegen das Leben des Kurfürsten, und seine Feinde, die diese Verleumdung erpönnen, unterstützten die Anklage durch falsche Beweise. Seine bittersten Feinde waren seine Richter; kein Wunder, daß er verurtheilt ward.“

„Schrecklich!“ rief Sir Allan.

„Wissen Sie, wie man in Deutschland die Männer bestraft, die des Verraths gegen das Leben des Herrschers beschuldigt sind?“ fuhr die Dame fort, deren Aufregung mit jeder Minute stieg — „mit dem Rade! Lebend aufs Rad geflochten! Zu dieser Strafe ward er verurtheilt. Vergebens versuchte seine Familie jedes Mittel, ihn zu retten. Der Minister war sein Feind, der Fürst war sein Feind, die Adligen waren seine Feinde. Endlich wagte seine Tochter, ein Mädchen von 16 Jahren, noch den letzten Rettungsversuch und warf sich dem Kurfürsten zu Füßen. Ihre unglückselige Schönheit überraschte ihn und entzündete das Feuer der Hölle in seinem Herzen. Unter einer Bedingung versprach er sein Recht der Begnadigung geltend zu machen und das unglückliche Kind, das von der Natur des Opfers kaum einen Begriff hatte, willigte ein; meines Vaters alte Glieder blieben vor der Verührung des Henkers bewahrt und ich ward die Geliebte des Königs!“

Die fürchtbare Angst, die ungeheure Anstrengung, womit die Gräfin diese letzten Worte gesprochen, hatten ihre Kraft für den Augenblick gebrochen, und glühend vor Beschämung sank sie auf den Sessel zurück, von dem sie im Eifer der Miththeilung sich erhoben. Sir Allan war tief ergrißen von der traurigen Erzählung, welche seine Ahnung bestätigte, daß die Gräfin selbst der bedauernswürthe Gegenstand ihres und seines Mitleids sei; sein Herz blutete bei dem Gedanken an die Kränkungen, die er ohne sein Wissen der Armen zugesügt, bei dem Gedanken an sein hartes, vorschnelles Urtheil. Er versicherte sie seines innigsten Mitleids und bat um ihre Vergebung. Gleichwohl konnte sein ehrliches Herz die Ueberzeugung nicht abweisen, daß jedes andere Loos diesem Leben des Lasters und der Schmach vorzuziehen sei, daß sie, göttlichen und menschlichen Gesetzen zum Trotz, führe.

„Noch einige Worte,“ fuhr die Gräfin fort, „und ich bin

zu Ende. Der Marschall ward in Freiheit gesetzt, denn der Kurfürst war zu bezaubert von der kindlichen Schönheit seines Opfers, um nicht Wort zu halten. Doch der bitterste Schmerz für mich war, daß ich umsonst mich geopfert, denn mein Vater starb eine Woche darauf, als er die Schmach seines Kindes erfahren. Sein edles Herz brach vor der Berührung der Schande, die er beklagte und verzieh."

"Möge auch der Himmel sie verzeihen!" sprach der Baronet tief ergriffen.

"O, möchte der Himmel Ihr Gebet erhören!" fuhr das unglückliche Weib fort. — "Sie werden nun fragen, warum ich den Hof nicht sogleich verließ? Wohin sollte ich fliehen? In meine Heimath? Ich hatte keine. Zu meinen Freunden? Alle waren dem Kurfürsten unterworfen, der einen Eid von mir erpreßte — zu schrecklich ihn zu wiederholen, zu fürchtbar, als die Phantasie träumen kann — ihn nie zu verlassen. Er fettete mich fest an Leib und Seele. Das zwischen uns bestehende Bündniß ist ein Bündniß des Hasses, nicht der Liebe, und doch so fest, daß nur der Tod mich erlösen kann. Und nun, da Sie den Preis Ihres Janges kennen, zögern Sie nicht, mein Lösegeld zu bestimmen. Georg wird Gold, gleich Wasser zu Ihrem Füßen ausschütten, um meine Freiheit zu erlangen."

"Hinweg mit solchen Gedanken — Verderben dem Kurfürsten und seinem Gold! Denken Sie so niedrig von mir, Mylady, daß Sie mich fähig halten, auf die Leidenschaft eines bösen Mannes, auf das Geseh einer unglücklichen, betrogenen Frau zu speculiren, die das Schicksal in meine Gewalt gegeben? Lernen Sie mich besser kennen. Ich will sogleich zu Charles Edward geben. Er schuldet mir Dank für einige ihm geleisteten Dienste. Ich werde als eine Günstin von ihm erbiten, alle meine etwaigen Forderungen an seine Dankbarkeit dadurch zu erledigen, daß er Ihnen freien Abzug und sicheres Geleit gewährt."

"Glauben Sie, er wird darauf eingehen?"

"Ich glaube es gewiß. Die letzte Blume des Stammes der Stuart strahlt den alten Ruhm des Geschlechtes, Ritterlichkeit und Adel — nicht Lügen. In einer Stunde werden Sie frei sein. Könnte ich Ihrem Herzen so leicht den Frieden, als Ihrer Person die Freiheit wiedergeben!"

Mit diesen Worten verließ der Baronet das Zimmer, um die Erfüllung seines Versprechens möglichst zu beschleunigen; die Leiden der unglücklichen Gefangenen hatten in seinem edeln, warmen Herzen das tiefste Mitgefühl erregt. Schweigend sah die Gräfin ihm nach, und vielleicht mochte der Gedanke durch ihre Seele ziehen, wie ganz anders ihr Leben an der Seite eines solchen Mannes sich hätte gestalten können, wäre das Schicksal weniger hart gewesen, denn Thränen flossen langsam über ihre bleichen Wangen hinab.

"Wie edel und gottgleich ist der Mann," rief sie, "wenn er der Bestimmung treu bleibt, die der Schöpfer ihm aufersehen, und wie entwürdig und ekelhaft, wenn er der Sklave niedriger Leidenschaften. Er liebt gewiß, wie allein solch ein Mann lieben kann, treu und ehrenhaft, ohne dem Gegenstand seiner Liebe mit einem bösen Gedanken zu nahen — doch wäre sein Herz auch frei wie der Wind auf den Bergen, mir könnte er doch nichts weiter sein, als eine Erinnerung, denn ach — fügte sie mit tiefem Seufzer hinzu — "Ihre kann nimmer sich mit Schande verbinden. Mit Entsetzen würde er zurückbeugen vor dem unreinen Wesen, zu dem das Schicksal mich machte. Die Sache der Stuart wird unterliegen, er wird ihr Unglück theilen, wird verbannt werden. Mag sein. Ich besitze Mittel, ihn zu unterstützen, doch darf er nie die Quelle kennen, woher die Hilfe kommt, er würde sie sonst zurückwei-

sen. Aber er kann auch zum Tode verurtheilt werden. — Zum Tode —" fuhr sie schauernd fort. "O, dann soll er erfahren, daß ich ein dankbares Herz habe. Ja, Allan, ja. Für das Mitleid, das Du ihr gezeigt, die Alle verachten, für den Balsam, den Du auf eine zerrissene Seele gegossen, wird die Geliebte des Königs, trotz dem Herzog von Cumberland, Volk und Ministern, Dich retten, und stündest Du schon auf dem Schaffot."

Wenn man erwägt, mit welcher leidenschaftlichen Ergebung Georg II. dem Opfer seiner grausamen Liebe anhing, wie ihre Kälte ihn quälte, die Zurückweisung seiner Gaben ihn kränkte, so wird der Leser begreifen, daß die Gräfin ihre Macht nicht überschätzte. Der verliebte alte Monarch hätte fast sein Scepter versetzt für ein Lächeln von ihr. Doch ach, seit dem Tage, da ihre Opferung begonnen, ward kein Lächeln mehr gesehen auf dem Antlitz der Gräfin Königsstein. Die Erinnerung an die Vergangenheit hatte es auf ewig verschleht.

Eine Stunde darauf erschien Sir Allan wieder bei der Gräfin und brachte den schriftlichen Beweis mit, daß er sich weder in der Großmuth des Prinzen, noch in dem eigenen Ein-

"Lösegeld!" wiederholte der junge Mann stolz. "Lady, die Geschichte Ihrer Leiden und Kränkungen hat Sie frei gemacht. Wir Schotten sind zwar arm, aber wir sind stolz, wie unsere rauhen, kahlen Berge. Sicher ist kein Krieger in meinem Clan," fügte er hinzu, "der nach Anbörung Ihrer traurigen Geschichte nicht geneigter sein würde, Sie zu rächen, als aus ihrer Güte Vortheil zu ziehen."

"Sie schlagen also mein Lösegeld aus?" "Unwiderruflich!" antwortete Sir Allan mit tiefer Beugung.

"Ich darf Ihnen nicht einmal," fuhr die Gräfin fort, "ein Zeichen meiner Dankbarkeit anbieten; oft wird eine Gabe des Gebers wegen verachtet, und doch halte ich Sie nicht fähig, mit Wissen ein Herz zu verwunden, das schon blutet."

"Verwunden, Lady!" entgegnete der Hochländer. "Ich möchte es heilen, womöglich das Andenken der Vergangenheit daraus vertilgen und es fähig machen, sich einer hellern, reinern Zukunft zu freuen. Glauben Sie mir, meine Achtung für Sie ist nicht geringer, als mein Mitgefühl für Ihre Kränkungen; in der Stunde der Schlacht wird die Erinnerung daran meinen Arm mit doppelter Kraft bewehren."

"Sir Allan," sprach die Gräfin, einen Ring vom Finger ziehend, auf dessen Stein ein Hof, das Wappen des Hauses Hannover, gravirt war. "Sie haben fast mich mir selbst wiedergegeben. Ich fühle, daß ich nicht ganz unwürdig sein kann, da solch ein Herz für mich leidet und mit mir süßt. In dieser Welt werden wir uns nicht mehr begegnen; unsere Pfade trennen sich. Der Ihrige wird, das glaube ich sicher, der Pfad der Ehre, der wahren Liebe sein, der meine führt zum frühen, lang-ersehnten Grabe. Nehmen Sie also diesen Ring und denken Sie, daß es ein Wesen giebt, welches stets Ihnen danken wird."

"Nicht so, Lady," sprach Sir Allan ablehnend, da er den hohen Werth des Kleinodes bemerkte, "das ist eine zu reiche Gabe für meinen geringen Dienst. Es bedarf keines Pfandes, mich an Sie zu erinnern. Doch da Sie mir etwas schenken wollen, so würde jener einfache Goldreif die köstlichste Perle aus Englands Krone aufwiegen."

"Nein, dieser Ring oder keiner muß es sein," entgegnete die Gräfin und fügte dann schnell, Allan's Gesicht fixierend, hinzu — "nicht weil dieser Ring kostbarer ist, ich kenne Sie zu gut, um solche Gaben Ihnen aufzudringen. Aber er schließt einen Zauber ein."

"Einen Zauber?" wiederholte lächelnd der Baronet.

"Ja, und einen solchen, für den in kurzen Zeit manche unglückliche Frau und Mutter dieses armen Landes ihr Herzblut hingeben würde. Ich erhielt den Ring vom König."

Sir Allan war zu wohl erzogen, um in Worten seine Verwunderung zu äußern, daß sie ein Kleinod ihm geben wolle, welches sie von ihrem königlichen Bedrücker erhalten, doch sprach seine Züge deutlich genug seine Gedanken aus, als daß die Gräfin sie nicht hätte errathen sollen.

"Und er begleitete die Gabe mit dem Schwur," fuhr die Gräfin fort, "daß jedes Geschick, das bei Rückgabe des Ringes an ihn gerichtet würde, unbedingt gewährt sein sollte, gleichviel welche Hand den Ring, eins der geschätztesten Erbstücke seines Hauses, zurückgebe, gleichviel ob ich lebend oder todt. Nehmen Sie den Ring. Er kann einst Sie Denen erhalten, die Sie lieben, deren Herzen mit dem Ihrigen so innig verbunden sind, daß sie brechen würden bei gewaltsamer Trennung, oder, ist der Ring werthlos für Sie, so kann er doch vielleicht einen Ihrer Freunde retten."

"Lady, ich nehme die Gabe an," rief der Hochländer, tief gerührt durch diesen Beweis der Theilnahme an seinem Geschick, "und sollte sie auch nutzlos sein für den von Ihnen"



Die Mode.

fluß auf denselben geirrt, denn der Prinz, trotz der Opposition mehrer Mitglieder seines Raths, welche eine Ehrendame als werthvolle Geißel betrachteten, hatte eine schriftliche Ordre ihrer Freilassung ausgestellt. Hätten die Chefs die Wahrheit gekannt, hätten sie gewußt, daß die Person, welche unbegrenzte Macht über das Herz und den Willen des Königs besaß, ihre Gefangene war, würde ihre Opposition sich wahrscheinlich nicht auf Worte beschränkt haben.

"Hier," sprach Sir Allan, bei der Gräfin eintretend, "hier bringe ich den Beweis, daß ich mich nicht täuschte in dem Charakter des Mannes; den die Natur für den Thron bestimmte, ob auch das Glück ihm fehlen möge. Sie sind frei, Lady, frei, diesen Augenblick abzureisen; wollte Gott, einer glücklichern Heimath, einer Ihrer würdigeren Liebe, einer weniger glänzenden, doch ehrenvollern Bestimmung entgegen!" "Dank!" sprach die Gräfin, die Schrift in Empfang nehmend, auf welche, ungeachtet ihrer Fassung, eine Thräne fiel, da sie zu lesen versuchte. "Dank! Doch weder Sie noch Ihre Gefährten sollen meines Lösegeldes verlustig gehen."

kurzer Zeit manche unglückliche Frau und Mutter dieses armen Landes ihr Herzblut hingeben würde. Ich erhielt den Ring vom König."

Sir Allan war zu wohl erzogen, um in Worten seine Verwunderung zu äußern, daß sie ein Kleinod ihm geben wolle, welches sie von ihrem königlichen Bedrücker erhalten, doch sprach seine Züge deutlich genug seine Gedanken aus, als daß die Gräfin sie nicht hätte errathen sollen.

"Und er begleitete die Gabe mit dem Schwur," fuhr die Gräfin fort, "daß jedes Geschick, das bei Rückgabe des Ringes an ihn gerichtet würde, unbedingt gewährt sein sollte, gleichviel welche Hand den Ring, eins der geschätztesten Erbstücke seines Hauses, zurückgebe, gleichviel ob ich lebend oder todt. Nehmen Sie den Ring. Er kann einst Sie Denen erhalten, die Sie lieben, deren Herzen mit dem Ihrigen so innig verbunden sind, daß sie brechen würden bei gewaltsamer Trennung, oder, ist der Ring werthlos für Sie, so kann er doch vielleicht einen Ihrer Freunde retten."

"Lady, ich nehme die Gabe an," rief der Hochländer, tief gerührt durch diesen Beweis der Theilnahme an seinem Geschick, "und sollte sie auch nutzlos sein für den von Ihnen"

genannten Zweck, so wird sie als Andenken unserer Freundschaft für mich stets unschätzbaren Werth haben.

"Dant! Dant!" rief die Gräfin, in Thränen ausbrechend, "es ist so sehr lange her, daß ein Wort menschlicher Theilnahme zu mir drang, daß ich meiner innern Bewegung nicht gebieten kann. Uebrigens," setzte sie hinzu, "besüchten Sie nicht, wenn sich Gelegenheit findet die Kraft des Ringes zu erproben, der Tyrann könne seinen Schwur nicht halten. Er darf ihn nicht brechen, denn dadurch würde er mich auch von dem meinen befreien, mich von dem ekelhaften Band befreien, das, wie ein Geschwür, mir am Herzen nagt. So lange ich Leibe wenigstens wird der Ring seine Macht ungeschwächt bewahren, denn der König ist ebenso sehr der Sklave seiner Leidenschaften, als der meine."

Die Gräfin zögerte eine Weile, nun, da die Freiheit ihr wiedergegeben, sie zur Abreise zu benutzen. "Ich kehre ja nicht zur Freiheit zurück," sprach sie, "sondern zu verhaßter Sklaverei." Sir Allan war zugleich überrascht und bekümmert durch ihre Unentschlossenheit. Wäre er nicht gänzlich frei von Eitelkeit gewesen, er hätte den Eindruck bemerken müssen, den er auf ihr Herz gemacht, doch seiner Seele lag diese Entdeckung so fern, als es ihm fern geblieben wäre, dieselbe, wenn er sie gemacht, zu benutzen.

"Werden Sie mich durch die Stadt begleiten?" fragte sie, als gemeldet ward, daß der Wagen bereit stehe.

"Und über die Außenposten hinaus," antwortete der junge Mann, "obgleich der Geleitzbrief des Prinzen diese Vorsicht eigentlich unnötig macht."

"Warum brauchen Sie dann dennoch diese Vorsicht?" fragte die Gräfin mit einem Seufzer.

"Glauben Sie, daß ich nach dem innigen Interesse, welches Sie für mein Geschick an den Tag legten, mich früher als nötig, von Ihnen trennen würde? O, Gräfin, wenn unsere Sitten auch rauh und schroff sind, glauben Sie, ein Schottenherz ist warm und dankbar. Wir sind so treu in der Freundschaft wie in der Liebe."

"Sie lieben also?" fragte die Gräfin, ihre Blicke mit tiefem Ernst auf Sir Allan heftend. "Es kann nicht anders sein. Ein Herz wie das Ihre kann nur glücklich sein, wenn es ein zweites Herz gefunden."

Diese Worte wurden gesprochen beim Hinabsteigen von der großen Treppe des Hotels nach dem unten wartenden Wagen, und kaum waren dieselben den Lippen der schönen Sprecherin entflohen, als Crawford Sir Allan, den er lange gesucht, freudig entgegenstürmte.

"Freude über Freude, Allan," rief Ulrich, zwei Briefe dem Freunde entgegenhaltend. "Hier ist Nachricht aus Edinburgh von der Gräfin Arran und von Alice."

Sir Allan's Gefährtin sah das Ausleuchten in dem schönen Antlitz ihres Begleiters bei Nennung des letztern Namens und die freudige Haft, womit er den Brief ergriff. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust.

"Alice!" flüsterte sie. "Also noch ein Wesen, für das ich zu beten habe."

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Promenadentouillette. Robe von smaragdgrünem Taffet, mit ausge schlagenen Volants von schwarzem Taffet, welche, 10 an der Zahl, den Rock bis zu den Hüften hinauf bedecken. Der obere dieser Volants ist 4, der untere 14 Centimeter breit, die übrigen stufen nach Verhältnis ab. Zwischen diesen Volants bleiben stets 2-3 Centimeter Raum. Die Taille ohne Schwebel ist vorn mit fünf schmalen Volants von schwarzem Taffet garnirt, deren drei obere von der Schulter nach aus gehen, während die zwei unteren als lakartige Verzierung sich anschließen. Drei Schleifen von schwarzen Spitzen garniren noch außerdem vorn die Taille. Der offene Bago denärmel ist gleichfalls mit fünf schwarzen Volants garnirt, denen am unteren Rand des Aermels eine schwarze Spitze sich anschließt. Kragen von schwarzen Spitzen, Ballonunterärmel von weißem Tüll; Hut von grünem Krepp und grünem Taffet, mit schwarzer Spitze und grün und schwarzer Feder garnirt. Im Innern des Hutes weiße Tüllrüsche mit schwarzen Spitzen, grüne Bandschleife und Maiblumentoussen. Grüne Bindebänder.

Figur 2. Promenadentouillette eines jungen Mädchens. Robe von grau und weißcarriertem Seidenpöpel, dazu eine Mantille von demselben Stoffe, ringsum mit Rüschen à la vieille besetzt, welche, wie der Saum der Robe, mit schwarzem Sammet eingefast sind. Ein Capuchon, dessen innerer Theil in Falten gelet, schließt sich dem Halsauschnitt an und ist ringsum ebenfalls mit einer Rüsche

à la vieille (als Aufschlag) garnirt. In der Gegend der Armbeugung ist die Mantille in drei tiefe Falten gelegt und mit einer Spange gefast.

Gut von modischarbenem Krepp mit johannisbeerfarbenem (groseille) Taffet besetzt. Der gezogene Kopf des Hutes ist sehr abfallend und durch einen kleinen Puff von dem Bavolet getrennt, das, wie der Schirm des Hutes, mit groseille Taffet eingefast ist. Oben in der Mitte des Schirms große Schleife mit sechs Toussen und zwei Enden, zum Theil oberhalb, zum Theil innerhalb der Passe placirt. An den Wangen Blondentrüschchen. Bindebänder von johannisbeerfarbenem Taffetband.

Frühlingszeit.

Die Wiederkehr des Frühlings hat in allen Ländern und zu allen Zeiten die Dichter begeistert. Das entzückende

dustendsten Blumen der thaubeneckten Wiese. Der König des Frühlings, der jugendliche Mai, schreitet daher, die strahlende Stirn mit Kränzen umwunden, er schreitet schwebend über den mit jungen Blüten besreuten Pfad. Der Wind, der mit den frischen Blättern und Baumkronen tänzelt, spielt süßere Melodien, als dem dorischen Noth und der lydischen Flöte entströmen.

Mit Gesang und Festen begrüßen wir den wiederkehrenden Lenz. Die ganze Natur belebt sich wie durch Zauber bei seiner sanften Berührung. Vor Kurzem noch war die Erde kalt und starr, träge und bleiern flossen die Ströme durch ihr kahles Bett, graue Wolken bedeckten den Himmel, die Bäume schauerten vor des Nordwinds Berührung — jetzt ist Alles verändert! Die Erde ist wieder grün, der Himmel tief blau, die Ströme glänzen wie Krystall im hellen Sonnenschein und die Bäume sind in Laub, Knospen und Blüten gekleidet. Die Erde gemahnt uns fast, als hätte sie bisher nur ein Maskenkleid getragen, wie eine jugendliche Schöne wohl zum Scherz eine Weile sich dicht in einen alten, farblosen Mantel hüllt und am schweren Stabe einhererschleicht, um dann plötzlich die Verkleidung abzuwerfen und in aller Pracht der Jugend und Schönheit, im Glanze seidener Gewänder und Juwelen vor den erstarrten Zuschauern dazustehen. So hat auch die Erde ihr ärmliches Bettlergewand abgeworfen und steht lächelnd vor uns da im vollen Schmuck des Sommers.

Gewiß, es giebt der Herrlichkeit genug, die Dichter zu Liebden zu begeistern. Balsamische Luft und blauer Himmel, junge Blüten und zarte Früchte — das Alles weckt unwillkürlich den schlummernden Quell der Melodien und macht die Seele zum Spiegel der Schönheit und der Freude. Doch die Dichter sind nicht die einzigen Sänger, die ihre Stimmen zum Preise des Frühlings erheben. Die Vögel erfüllen die Lüfte mit ihrem Gesang, Boten der Freude, die überall dem Sonnenstrahl und der Wärme nachziehen; sie sind die stets bezaubernden Sänger, die die Herrlichkeit der Natur draußen in deren eigenem großen Tempel preisen.

Ein eigenthümliches Interesse knüpft das Herz des Menschen an die Zugvögel. Die Weisen und Dichter des Alterthums, so wie die Poesie und Wissenschaft unserer Tage haben ihnen ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Wenn das Tausendjährige, das Himmelschlüßelchen, das Veilchen unsere Wiesen schmücken, erscheinen die Vögel, die vor der Strenge des Winters flohen, um ihre Nester wieder aufzusuchen, ihre Jungen aufzuziehen und so lange zu weilen, als die Natur es ihnen gestattet. Einer dieser Vögel, welche den Sommer unserer Zone stets von neuem aufsuchen, ist der Storch, dieser in unserm Vaterlande allbekannte, allgeliebte, von der Kinderwelt so sehr bewunderte Vogel. Während des Sommers ist Holland die Lieblingsresidenz des Storches, doch auch Frankreich, Deutschland, Schweden und Dänemark beehrt er mit seiner Gegenwart. Gewöhnlich kommt er in kleinen Scharen im Monat April an, stets die alte Wohnung wieder aufsuchend, die er das Jahr vorher verlassen. Mit sichbarer Freude nimmt er Besitz von seiner Behausung und wird mit nicht minderer Freude empfangen, denn man betrachtet es als ein gutes Zeichen, hält das Haus für geeignet und glücklich, auf dem ein Storch baut. Unter den Landkuten ein gr Gegenden geht vom Storch die Sage, er behalte für seine Wohnung einen Zins; im ersten Jahre eine Feder (manche behaupten sogar schon zum Schreiben geschnitten), im zweiten Jahre ein Ei, im dritten Jahre ein Junges und im vierten Jahre beginnt die Reihenfolge von Neuem mit der Feder. Diesen Zins legen die Störche, wie behauptet wird, auf den Streuthausen vor dem Scheunthor. Ehe die Störche fortziehen, wird großer Rath gehalten, sie prüfen ihre Kräfte, und die Mitglieder der geselligen Gesellschaft, welche befrüchten lassen, daß sie den Beschwerden der langen Reise erliegen, unten, oder die Kräftigeren hemmen durch Schwäche, müß nicht nur zurückbleiben, sondern werden gewöhnlich von ihren grausamen Brüdern auf echt spartanische Weise todt gebissen.

So wenig Gefühl der Storch bei dieser Gelegenheit zeigt, so groß ist seine Liebe zu seinen Jungen. Es wird erzählt, daß eine Storchin bei der Feuerbrunst von Delft sich nicht rettete und lieber mit ihren Jungen umkam, als diese allein ihrem Schicksal zu überlassen. Die Winterresidenz der Störche ist Nord-Afrika, besonders Aegypten, welches ihnen ein angenehmes Klima und Nahrung in Fülle bietet. Vielleicht liegt ein großer Theil des Zaubers, den der gravitatische Storch auf unsere Phantasie, ja auf unser Ge-



Das Storchnest.

Phänomen der auferstehenden Erde ist so ganz geeignet, die Phantasie der begabten Kinder Apollo's zu erwärmen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn tausend unsterbliche Lieder zum Preise des Frühlings gesungen wurden.

Die Luft ist erfüllt mit süßem Duft, Blü er entkeimen der Erde, und die Zugvögel, welche vor dem r. hen Winter flüchteten, kehren heim zu den ihnen vertrauten Gegenden. Die ganze Natur hält Feiertag. Im Wald, dem verlichten dunkeln Dom, durchleuchtet von den glitzernden Sonnenfunken, die durch das dichte Laubdach sich einen Weg bahnen und auf schwellendem Moosteppich ihre Gestalten ausführen, singt der Chor der Vögel Jubelhymnen, und keusche Waldblumen senden aus ihren wunderbaren Kelchen Wihrauchdüfte gen Himmel.

Die ganze Natur freut sich. Schwärme bunter Schmetterlinge und summender Bienen flattern und schweben um die

müth ausübt, darin, daß er aus so weiter Ferne zu uns kommt, obgleich nicht Alle daran denken, daß derselbe Vogel, welcher jetzt so behaglich durch das hohe Gras unserer nordischen Wiesen wadet, manches flinke Fröschen seinem Appetit opfernd, welcher von seinem Neste herab, wie der auf unserer Bilde, auf einem Beine stehend, triumphirend in das Leben des kleinen Dörfchens hinabschaut, daß derselbe Vogel vor wenigen Monaten in dem Lande der Pharaonen gewohnt und seinen Durst aus den Fluthen des heiligen Nil gestillt. Er scheint es wohl zu wissen, der Meister Storch, denn mit der Miene der Ueberlegenheit, mit der Würde des gereiften Mannes sieht er herab auf das kriechende Gewürm, das keine Flügel hat, durch die Lüfte zu schweben, um ferne Länder zu sehen, sondern das auf dem Fleckchen Erde bleiben muß, wo es sein dunkles Leben nur begann, um als Leckerbissen von dem vornehmen Storch verschlungen zu werden.

Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß der Storch auch seine Stellung, dem Menschen gegenüber, aus demselben hochmuthvollen Gesichtspunkte betrachtet, denn seine patronisirende Miene spricht deutlich das Bewußtsein aus, daß der Stelle, welche er zur Wohnung erwählt, eine Ehre widerfähre. Wir wollen dem lieben Storch seinen Stolz, wie jedem Wesen den seinigen lassen; wissen wir doch besser als er selbst, daß manchem Dörfchen, wenn auch nicht das Glück, so doch die Poesie fehlen würde, wenn auf seinem bescheidenen Kirchlein, auf den Strohdächern der Hütten nicht der Storch nistete.

Abschied.

Es giebt Worte, deren Klang das Ohr berührt, wie finsterner Schatten das Auge; Worte, um welche ein Heer trüber Begriffe sich lagert, hinter denen nur langsam und schwer, wie Sonnenstrahlen hinter dunkeln Regenwolken, die Strahlen hellerer, tröstender Gedanken emportauchen. Ein solches Wort ist: Abschied. — „Abschied“ heißt die Trauermelodie, welche sich durch das Menschenleben zieht, wenn ihre Klänge auch nicht in gleich dunkler, herzzerreißender Weise jedes Gemüth erschüttern. Nein, nicht für jedes Herz ist „Abschied“ der zerstörende Blitz, der furchtbar gewaltige Donnerkeil, der das Zusammengehörnde auseinanderreißt, zerpalte, was Eins war, und unerbittlich grausam die theuersten Bande trennt. — Viele lernen ihn nur kennen als die heilsame, wenn auch bittere Nothwendigkeit, die den innern und äußern Menschen an Selbstständigkeit, das Herz um manches schöne, große Gefühl bereichert, und die Entbehrung früher besessener Güter durch Erwerbung neuer vergilt. Vielleicht giebt es sogar einige wenige Glückliche, über deren Leben die Schatten des Abschieds so leicht und schnell, so mild und spurlos dahinschweben, wie Wolkenstrahlen über eine blühende Frühlingslandschaft, welche der nächste Augenblick dem Sonnenlichte wieder zurückgiebt, oder noch Andere, denen das Schicksal jeden Abschied erspart, außer dem einen, unvermeidlichen: den Abschied vom Leben!

Blicken wir etwas aufmerksamer um uns und in uns, so müssen wir indes gesehen, daß nicht das allein, was wir gewöhnlich mit dem Worte „Abschied“ bezeichnen, auch als solcher empfunden wird; nicht nur Trennung von Eltern, Geschwistern, Freunden, Familie, von der Heimath, von unseren Lieben läßt uns das Weh des Scheidens fühlen; es giebt auch unsichtbare Abschiede, innere Trennungen, welche so tief in das Mark des Herzens schneiden, als jene äußeren, und unvertilgbare Narben darin zurücklassen.

O, wer eine Einsicht hätte in die Menschenseele, die Werkstatt so vieler Wünsche, Begehungen, Erwartungen und Hoffnungen, wohl würde er Zeuge sein so manches schweren Abschieds, dessen Schmerzen nie an die Oberfläche treten, und doch ginge er vielleicht theilnahmlos vorüber an all den idealen Gräbern des Glückes, in Zeiten wie die unsrigen, wo die Schmerzenslaute des schwersten, wirklichen Abschieds aus Hütten und Palästen unsers deutschen Vaterlandes ertönen!

Ist es nicht ein schwerer Abschied, wenn Eltern ihre hoffnungsvollen Söhne, Frauen den Gatten, den Ernährer der Familie, Bräute den Verlobten hinziehen sehen, einer Zukunft entgegen, die vielleicht Blut und Leben der Theuren fordert! Nicht jedes Herz ist groß genug, dem Moloch des Krieges sein Liebste ruhig zu opfern, sich tröstend mit der eisernen „Nothwendigkeit“, und über den Schmerz der Trennung sich erhebend an dem Gedanken, daß der Ehre des Vaterlandes es dieses Opfer gelte. Unwillkürlich tritt selbst der grübelnde Verstand auf die Seite der trauernden Herzen und fragt, wie es möglich sei, daß in unserer civilisirten Zeit, in welcher Wissenschaft und Industrie eine Weltverbrüderung angebahnt zu haben scheinen, in unserer Zeit, wo Feinheit des Gefühls mit Feinheit der Sitten Hand in Hand geht, und Kenntniß und Werthschätzung fremden Verdienstes nothwendig Achtung fremder Rechte erzeugen muß — fragt, wie es möglich sei, daß unsre vereinigten Zustände den Krieg noch dulden, ihn nicht schon längst als vandalische Nothheit mit andern Nothheiten abschüttelten?

Doch nur einen Augenblick weilen wir bei dieser Frage, welche als utopische Schwärmerei höchstens dem Weibe verziehen wird, eben weil es Weib ist, und als solches allenfalls den Frieden lieben darf. Ein prüfender Blick auf die Welt zeigt uns, daß, wie glatt die Civilisation auch unsere gefelligen Zustände polirt, wie weit sie uns fortgetragen von den rauhen Tagen des Faustrechts, doch im großen Ganzen, im Leben der Staaten, das Recht des Stärkern heut noch gilt, wie vor Jahrhunderten, obgleich an die Stelle roher Körperkräfte die Stärke des Wissens und der Geschicklichkeit getreten. Haben doch Wissenschaft und Industrie selbst beigetragen, die Nothwendigkeit des Kampfes und der Gegenwehr mit einer Glorie zu umgeben; „Krieg führen“ ist eine Kunst geworden, die mit Besonnenheit geübt, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln über rohe Gewalt ungeschulter Massen zu siegen weiß, und viele ehrenwerthe Meister, Taufende von begeisterten Schülern zählt.

Glücklich zu preisen sind die, denen Begeisterung den schweren Schritt zu Kampf und Schlacht erleichtert und den Schmerz der Trennung tragen hilft! Doch Begeisterung ist in den meisten Fällen nur die schöne Fähigkeit der Jugend. Der Jüngling geht freudig in den Kampf für eine Sache, die er für gut und heilig hält, für des Vaterlandes Ehre und Freiheit; der Gatte, der Familienvater, der Geschäftsmann — mit schwerem Herzen, denn oft muß er schutzlos sein Liebste zurücklassen.

Wohl ist da das Loos der Frauen ein schweres, und am schwersten vielleicht dadurch, daß die Pflicht ihnen verbietet, sich rüchellos dem Schmerz der Trennung, der Furcht vor der Zukunft zu überlassen. Denn in der bitteren Stunde des Scheidens muß das Weib seinen Muth bewähren, darf nicht durch Klagen die Sorgenlast des Scheidenden noch erhöhen, muß als Engel der Hoffnung die gebeugte Seele des Gatten, des Vaters, des Geliebten erheben, ja erheitern.

Haben doch Alle, die unter dem Druck der Zeiten leiden, die in einem schweren Abschied ihr häusliches Glück, ihren Wohlstand, die Ruhe und Sicherheit der Jhrigen auf lange Zeit, vielleicht auf immer, dem Wohl des Vaterlandes opfern, haben doch Alle einen Trost: Gemeinsamkeit der Opfer am Altar des Vaterlandes, Gemeinsamkeit der Leiden und Gemeinsamkeit der Hoffnung auf Sieg und Frieden!

[4212]

Marie Garrer.

Das goldene Buch.

1.

Nicht Jeder weiß, daß auch im Himmel gearbeitet wird, wie auf der Erde. Der Müßiggang ist dort unbekannt und jeder der Engel hat seinen besondern Beruf. Der Eine, der Engel der Barmherzigkeit, hat die Bestimmung die Handlungen der Nächstenliebe, so wie die Namen Derer, die sie vollbrachten, in ein goldenes Buch zu schreiben, um es Gott zu zeigen, wenn der Tod die Menschen zu ihm führt.

2.

Eine schöne Dame mit edlen Zügen, auf denen tiefe Traurigkeit lagerte, saß in einem eleganten Schlafgemach vor einem, mit schweren Sammetvorhängen verhängten Bett. In diesem Bett ruhte ein Kind; ein dunkler blauer Ring umgab seine großen Augen, und seinen halbgeöffneten Lippen entflohen röchelnde Athemzüge.

Den Arm auf den Tisch von Rosenholz gestützt, dachte die schöne Dame mit Herzensangst, daß doch alle Reichthümer, welche das Glück in ihren Schooß geschüttet, ihr Kind nicht retten könnten, wenn der Tod zu ihm träte.

„Wozu nützt mir das Alles?“ sprach die betrübte Mutter, weinend und mit einer Miene bitterer Verachtung die Herrlichkeit ihrer Umgebung anblickend. Dann stützte sie den Kopf in die Hand und sann nach über die zahllosen Leiden und Krankheiten, die das Leben des Menschen bedrohen.

Am Morgen dieses Tages hatte man ihr das Bild einer armen Familie entworfen, welche unter dem größten Elend seufzte; jetzt, an dem Krankenlager ihres Kindes traten diese Unglücklichen wieder vor ihre Seele, und sie fühlte, daß Mitleid ihr Herz überflutete. Noch einen Blick warf sie auf das sieberglühende Gesichtchen ihres Kindes, erhob sich dann leise, nahm aus einem Bureau eine seidene Börse, durch deren Maschen das Gold schimmerte, rief mit gedämpfter Stimme ihren treuen Diener und beauftragte ihn, das Gold ohne Verzug zu der unglücklichen Familie zu bringen.

„Beile Dich!“ sprach sie, „denn der begehrt Sünde, welcher den Armen auch nur einen Augenblick auf Trost warten läßt.“

Sie näherte sich nun wieder dem Lager des Kindes. — Selbstam, Alles schien ihr verändert. Ein unansprechlich sanfter Ausdruck hatte sich über die Züge des kleinen Kranken ergossen, sein Athem war weniger gepreßt, ja sogar die Luft des Zimmers schien weniger drückend, der Strahl der Sonne wärmer und freundlicher.

Wober diese Veränderung? Die schöne Dame wußte es nicht, denn sie konnte nicht ahnen, daß der Engel der Barmherzigkeit im Gemach weilte, die Luft mit seinen weißen Flügeln kühlte, Licht verbreitete und Alles um sich her neu belebte, selbst den kranken Knaben. Der unsichtbare Engel stand vor ihr mit dem goldenen Buch und schrieb auf dessen azurblaue Seite mit der Spitze seines Rosenfingers den Namen der großen Dame.

3.

In einem engen Gäßchen derselben Stadt wohnte ein Fruchthändler. Er war jung, und sein offenes, freundliches Gesicht erheiterte den dunkeln Winkel, wo er seinen kleinen Handel aufgeschlagen. Er unterhielt das Feuer im Ofen, röstete Kastanien, und summete ein Liedchen dazu. Zuweilen jedoch unterbrach er Arbeit und Gesang und blickte sinnend vor sich hin. Ach, dem armen Burschen gingen recht wichtige Dinge im Kopfe herum.

Johann, der junge Fruchthändler, hatte vor einem Jahre sein Heimatdörfchen verlassen, weil seine Cousine Rosa nach der Residenz gezogen, um da einen Blumenhandel anzulegen. Anfanglich hätte er nicht geglaubt, daß Roschens Entfernung ihm so bange thun werde, doch die Tage nach ihrer Abreise schienen ihm in der That so lang und traurig, daß er beschloß, auch nach der Residenz zu gehen. Rosa hatte bei seiner Ankunft sich sehr geübt, und nun, nachdem sein begonnener Fruchthandel sich einträglich erwiesen, hatte er an Roschens Eltern nach Hause geschrieben und um das Mädchen angehalten. Er erwartete die Antwort, und die Ungewißheit dieses Zustandes war es, die von Zeit zu Zeit eine Wolke auf die sonst so heitere Stirn beschwor.

Am Abend war stark Schnee gefallen, dieser hatte sich über Nacht verhärtet und verbreitete nun eine strenge, bittere Kälte. In warme Mäntel gehüllt, eilten die Vorübergehenden vorbei an dem Keller des Fruchthändlers, zuweilen einen Blick durch die offene Thür in den kleinen Raum werfend, wo das Feuer lustig glühte und sprühte, und die Kastanien einen einladenden Duft empor sandten.

Auch ein kleiner Savoyard ging des Weges und blickte hinab in den Fruchtkeller, doch statt vorüberzugehen, blieb er stehen, und starrte mit neidischen Augen das Feuer und die Früchte an.

Der arme Knabe war durch seine elenden Kleider nur schlecht gegen die Kälte geschützt, seine Hände waren roth und geschwollen vor Frost und große Thränen rannen aus seinen Augen.

Die Leier auf dem Rücken des Knaben bezeichnete seinen Erwerbssweig.

„Armer Junge! komm her,“ rief der Fruchthändler, gerührt von dem Leiden des Knaben; „komm her und wärme Dich, dann hast Du wieder Courage für den ganzen Tag.“

Der kleine Leiermann ließ sich das nicht zweimal sagen.

Hurtig stieg er die wenigen Stufen hinab, erwärmte seine starren Glieder, nicht ohne dabei sehnsüchtige Blicke auf die schönen röstenden Kastanien zu werfen.

Johann belauschte einen dieser Blicke und verstand deren Bedeutung vollkommen.

„Halte Deinen Mantel auf,“ sprach er, da der Knabe sich zum Gehen anschickte, „da hast Du etwas für den Appetit,“ und warf ihm einen großen Theil der gerösteten Kastanien hinein.

Der Engel der Barmherzigkeit schwebte durch die dunkle Gasse; öffnete das goldene Buch und schrieb auf dessen azurblaue Seite mit der Spitze seines rosigen Fingers den Namen des jungen Fruchthändlers neben den Namen der großen Dame.

4.

Der kleine Leiermann ging überglücklich von dannen, labte sich an seinen warmen Kastanien, und dachte mit minderm Weh an seine ferne Mutter, an die Berge seiner Heimat.

„Es giebt doch noch mitleidige Menschen,“ dachte er, „und vielleicht werde ich endlich, wenn ich jeden Groschen spare, und nichts verschwende, die Summe zusammenbringen, die ich haben muß, wenn ich immer zu Hause bei der Mutter bleiben will.“

Bei diesem Gedanken leuchtete ein glückliches Lächeln in seinem Gesicht auf, und er führte die letzte der Kastanien, die Johann ihm gegeben, zum Munde, als sein Auge zufällig auf einen kleinen Sperling traf, der traurig und zitternd auf einem dicht beschneiten Baumzweig saß.

„Der hat gewiß auch Hunger!“ dachte der kleine Savoyard, betrachtete dann seine Kastanie, drehte sie mehrmals hin und her in der Hand, schwankend, was er thun solle, und legte sie dann am Fuß des Baumes nieder.

Der Vogel hatte das Thun des Knaben wohl bemerkt, wartete einige Augenblicke, flog dann herab zu der Kastanie, pickte sie herzhaft an, und flog mit einem Freudengezwitscher davon.

Bald darauf kam er mit einem andern Sperling, wahrscheinlich sein Weibchen — zurück, und beider vereinten Kräfte gelang es, mit oftmaligem Hin- und Hersiegen die herrliche Beute bis auf das letzte Krümchen fortzuschaffen.

Der kleine Leiermann sah von fern diesem Schauspiel zu und vergaß darüber Frost und Bangigkeit; so glücklich fühlte er sich in der Ueberzeugung, daß er Glückliche gemacht.

Ueber seinem Haupte schwebte der Engel der Barmherzigkeit mit seinen weißen Flügeln; er öffnete das goldene Buch, schrieb auf dessen azurblaue Seite den Namen des armen Knaben neben den der großen Dame und des braven Fruchthändlers und stieg dann wieder zum Himmel empor.

5.

Ein blondgelockter Cherubim droben, von einem Sonnenstrahl getragen, war beschäftigt, die Thränen der Mütter zu zählen, als er die Namen in dem goldenen Buche gewahrte, das der Engel der Barmherzigkeit geöffnet hielt. Der Cherub näherte sich dem Engel, neigte sich über das Buch und fragte: „Was haben Jene gethan?“

Der Engel erzählte ihm die drei Thaten der Barmherzigkeit.

„Warum hast Du diese drei in einen Rang gesetzt?“ fragte der Cherub weiter, „das reiche Geschenk, das mäßige Almosen und das dem Sperling gegebene Futter?“

„Weil die Absicht bei allen drei Gaben dieselbe war. Gott sieht nur das Herz an. Die große Dame hatte Gold, der Fruchthändler Kastanien; sie gaben von dem was sie besaßen, und der kleine Leiermann, der nur noch eine der geschenkten Kastanien übrig hatte, gab diese. Einer that das, was der Andere that.“

„Welches wird ihr Lohn sein?“ forschte der Cherub weiter. „Sie werden ihn empfangen am Tage des Gerichts; dann, wenn ihre Sünden auf der Richterwaage liegen, werde ich diese Handlungen dem Herren vorlesen. Denn die Barmherzigkeit ist das beste Gegengewicht vor dem Auge Gottes, sie tilgt der Sünden Menge.“

„Findet die Barmherzigkeit nicht schon ihren Lohn auf der Erde?“

„Gewiß, sie findet ihn, oft ungeahnt. Sieh hier die unter den Namen geschriebenen Worte. Sie bezeichnen die größten Wünsche, welche die Dame, der junge Mann und der arme Knabe in ihrem Herzen begien im Augenblick, da sie die guten Werke thaten; und diese drei Wünsche werden in Erfüllung gehen.“

Mit diesen Worten entschwebte der Engel der Barmherzigkeit, um das Thun anderer Sterblichen zu begleiten, und der Cherub fuhr fort, die Thränen der Mutterliebe zu zählen.

6.

Kurze Zeit darauf genas das Kind der vornehmen Dame, der Fruchthändler heirathete Rosa, das Blumenmädchen, und der kleine Savoyard konnte heimkehren in seine Berge, zu seiner Mutter, um sie nimmer wieder zu verlassen.

O glücklich der, dessen Name der Engel der Barmherzigkeit mit seinem Rosenfinger auf die azurblaue Seite des goldenen Buches schreibt!

M. G. v. K.

Die Mode.

Wäre es nicht eine oft beschäftigte Erfahrung, daß den Frauen das Interesse für Bus- und Mode-Angelegenheiten selten ganz schwindet, so würden wir sagen, in jetziger Zeit unserer Leserinnen eine Vecüre über das in der Ueberschrift genannte Thema anzubieten. Die Zeiten sind in der That ernst genug, die Gedanken, auch der Frauen, aus den heiteren Regionen der Toilette abzurufen und ihre Blicke sinnend auf die Geschichte der Völker zu lenken, welche die Zukunft uns zu offenbaren hat. Wenn für Länder und Staaten, für Haus und Familie die theuersten Güter auf dem Spiel stehen, wenn der Krieg mit eisernem Scepter Gesetze dicit, sinken die Geleise der Mode mit manchem Andern, was zum Schmutz des Lebens gehört, von der Höhe der Bedeutung herab.

Nicht selten werden große Bewegungen im Leben der Völker Veranlassung zum Wechsel der Trachten, so wäre es denn nicht unwahrscheinlich, daß der Krieg auf Italiens classischem Boden, dessen Bewegung das gesammte Deutschland mißfällt, auf den Wechsel der Mode entscheidenden Einfluß übt, wenn auch dieser Einfluß sich nicht sogleich nach dem ersten Zusammenstoß der feindlichen Parteien geltend macht.

Gegenwärtig läßt der Augenchein noch nicht erkennen, daß die Damen dem herrschenden Charakter der Toilette untreu zu werden Lust hätten, denn die Weite der Röben, die Ausdehnung der Crinoline, oder deren selbsterrethenden Zuwoon haben sich nicht vermindert, die Hüte sich nicht vergrößert. Allgemein bemerkt man an letzteren zwar tiefer auf die Stirn reichende Schirme, doch ist diese Veränderung nicht als Vergrößerung zu bezeichnen, da der Hut an den Wangen dafür um so mehr ausgehöhlet und das Vavolet kürzer

ist als in voriger Saison. An der Garnitur der Hüte tritt die schwarze Farbe als besonders begehrt hervor. Die meisten der modernen Hüte enthalten Schwarz als herrlichste Farbe. Vavolets von schwarzem Taffet sind, wie wir bereits früher erwähnt, zu Strohhüten sehr beliebt, ja man begnügt sich nicht mehr, das Innere des Hutes mit einer schwarzen Füllfeder auszustatten, sondern wendet zu diesem Zweck sogar Hüte von schwarzem ausgefärbtem Taffet an, denen natürlich durch bunte Blumen oder Bandtouffes eine Auffrischung zu Theil werden muß, wenn das Gesicht nicht durch den dunkeln Rahmen allzusehr verdrängt werden soll. Daß neben den schwarzen Hüten auch die halb weiß, halb schwarzen, sowie auch die ganz weißen getragen werden, bedarf keiner Erwähnung. Feldblumen werden zur Verzierung der Strohhüte mit besonderer Vorliebe gewählt, auch hat man zu denselben übereinstimmende Bänder, welche auf schwarzem Grunde Lehren in strohgelber Seide brochirt zeigen. Auch die bunten Bänder mit Bouquets à la Pompadour sind zu Hüten sehr gesucht.

Der Clotilden-Schleier, dessen wir kürzlich erwähnten, verdient durch seine originelle Grazie wirklich Beachtung, besonders da er nicht von kostbaren Spitzen sein muß, um seine Anmuth zu entfalten. Von gemerktem oder glattem Tüll, oder auch von Krepp, ringsum mit Nischen besetzt, schmückt er einen Hut, dessen Arrangement einen Schleier aus den genannten Stoffen zuläßt, auf die anmuthigste Weise. Bekanntlich erhalten diese Schleier in ihrer ungefähren Mitte einen Ausschnitt für den Kopf des Hutes, und hängen, so befestigt, von allen Seiten, jedoch nach hinten zu am kürzesten, auf den Hut herab.

Außer den Tüll- und Spitzen-Schleiern werden auch noch die Kleinen, abgerundeten Kreppschleier, mit Nischen desselben Stoffes besetzt, in allen Farben getragen, und natürlich stets zu der Garnitur des Hutes passend gewählt.

Der Garnitur der Kleider, deren verschiedene Abweichungen wir durch Abbildungen häufig zur Anschauung bringen, erwähnen wir heut nur, um zu bemerken, daß die beliebten Hochverzierungen à la quille jetzt nicht allein zu beiden Seiten, sondern außerdem noch vorn angebracht werden, so daß also vorn in der Mitte des Rockes und zu beiden Seiten desselben Einschnittstreifen absteigenden Stoffes oder sonstige pyramidenförmige Verjüngungen aus Nischen oder Posamentierarbeit angebracht werden können.

Unter den modernen Sommerhüten (Schwäls), welche auf Eleganz Anspruch machen, sind die Doppelhüte von Grenadine als reizend zu nennen. Sie werden besonders in den modernen Farben, Sepia, Sapanabrunn und Hellviolett getragen, zuweilen in Mustern derselben Schattirung, zuweilen mit Dessins von schwarzem Sammet. Von den hinten übereinander fallenden Zipfeln ist der eine spitz, der

andere abgerundet, eine Eigenthümlichkeit, die sich häufig auch an Tüchern geringerer Gattung wahrnehmen läßt.

Der Mode der seidnen Mantillen ist unsererseits durch Bild und Beschreibung genügend gedacht worden, daher wir dieses Thema für jetzt als erledigt betrachten und den weißen Mantillen einige Worte widmen. Sie werden hauptsächlich von Mouffeline mit mehr oder weniger reicher Stickerei gefertigt. Für junge Mädchen ist der ganz glatte, oder mit kleinen Nischen gestickte Mouffeline sehr beliebt. Kostbarer werden diese Mantillen durch Spitzen-Zwischenfäden, welchen man in doppelter, auch wohl dreifacher Reihe den Fond der Mantille entlang, sowie in einmaliger Anwendung an den Volant fest, der außerdem noch mit einer drei Finger breiten Spitze am Saum garnirt werden kann. Die Basquinen, deren man an kühlen Tagen zur Straßentournee sehr viele bemerkt, werden sehr lang getragen, häufig vom Stoffe des Kleides, doch sind auch die Basquinen von schwarzer Seide noch nicht gänzlich in Ungunst gerathen.

Die Taillen der Kleider werden jetzt zum größten Theil ohne Schnitte getragen, doch sind darum die Schnitten nicht aus der eleganten Damentournee verbannt; es giebt noch viele Damen, welche sich von diesem Schnitt nicht trennen mögen. Der edige Ausschnitt der Kleider (à la Raphael) ist für jugendliche Damen noch sehr modern; für Roben von dichten Stoffen werden glatte Taillen mit Faltenverzierungen, an Mouffeline und anderen leichten Kleidern gezogene Taillen begünstigt.

Farbig gestickte Kragen und Manschetten werden zur Haus-toilette viel getragen, zur Gesellschafts-toilette zieht man natürlich weiße Stickerei vor.

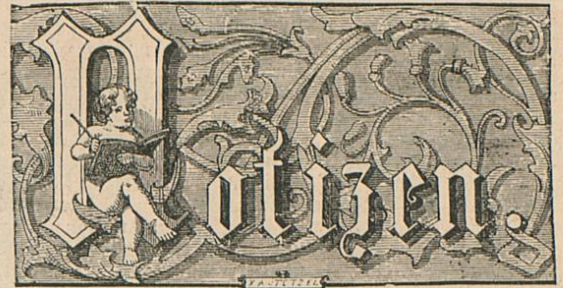
Die Kleider kleiner Mädchen erhalten gewöhnlich edigen Ausschnitt; darüber tragen die Kleinen statt der sonst üblichen weißen Taillen, welche die Kleider taillen entbehrlieh machen, ein gefaltetes Stück von Mouffeline mit Aermeln, das fast wie eine vollständige Taille erscheint, welche Täuschung noch durch Tragbänder vom Stoff des Kleides erhöht werden kann.

Kleinere Mädchen von zwei oder drei Jahren tragen Kleider von weißem Piqué; garnirt mit 1 Centimeter breiter weißbaumwollener Borte, auf welche blaue oder rothwollene Nischen gestickt werden können. Wenn diese Borten zwei Mal an Kopf und Aermel, und leiterförmig vorn und hinten auf die Taille gesteckt sind, so ist eine solche Miniaturrobe vollständig garnirt.

Kleine Knaben von zwei Jahren sind sehr angemessen costümirte in Piquéjäckchen, mit rothwollener Lige gestickt. Ein solches Jäckchen wird nur oben durch zwei Knöpfe zusammengefaßt, und theilt sich nach unten, um das schöne bauschende Chemiset von Battist sehen zu lassen, das auf das weite Piquéjäckchen herabfällt, welches mit dem Jäckchen übereinstimmend besetzt sein muß.

[4213]

Beronica v. G.



Mandel-Bisquit.

Man hat davon zwei Arten — Bisquit von süßen und von bitteren Mandeln. Von den ersteren nimmt man 1/4 Pfund, schält sie und stößt sie in einem Mörser sehr fein, von Zeit zu Zeit ein wenig gestoßenen Zucker hinzuzufügen, damit die Mandeln nicht blig werden. Dann schlägt man die Mandeln ungefähr eine Viertelstunde lang mit 2 Loth Mehl, 3 Eigelben und einem reichlichen Viertelpfund Zucker, mischt den Schnee von 4 Weißen dazwischen, rührt Alles gehörig durcheinander und formt daraus Kuchen, die in kleinen Papierkästchen gebaden werden. Diese Kästchen (zwei Finger hoch, einen Finger lang und breit ins Gevierte) werden innen leicht mit Butter bestrichen. Auf die Kuchen streut man, ehe sie in den Ofen kommen, feinen Zucker, zur Hälfte mit Mehl gemischt. Hat das Bisquit im mäßig warmen Ofen eine schöne Farbe erlangt, so wird es herausgenommen und noch warm von den Papierhüllen befreit.

Das Bisquit aus bitteren Mandeln wird auf dieselbe Art bereitet, nur mit dem Unterschied, daß man z. B. zu 4 Loth bitteren Mandeln 2 Loth süße Mandeln nehmen muß.

Original-Musik des Bazar.

Mädchenlied.

Gedicht von E. Geibel.

Gustav Eggers.

Andante ma non troppo.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

In mei - nem Gar - ten die Nel - fen mit ih - rem Pur - pur = stern,

müß - sen nun al - le ver - wel - ken, denn du bist fern — Auf mei - nem Heer - de die Flammen —

die ich be - wacht so gern — san - ken in A - sche zu - sam - men, denn du bist fern. Die Welt ist mir ver - dor - ben,

mich grüßt nicht Blu - me, nicht Stern. Mein Herz ist längst ge - stor - ben, denn du — bist fern, — denn

du bist fern!

con Sord.

calando

pp

con Sord.

Carotten = (Mohrrüben-) Gelee.

Man reinigt eine Quantität Carotten und schneidet sie in Stücke, gießt Wasser in eine Casserolle, eben nur so viel, als nöthig, damit die Carotten darin kochen können, thut ein Stückchen feinen Zimmt und etwas weißen Honig hinein (auf 1 Pfund Carotten 1/4 Pfund Honig). Nachdem das Wasser über dem Feuer erhit ist und abgeschäumt ist, thut man die Carotten hinein und läßt sie über gemildertem Feuer so lange kochen, bis sie zu einer consistenten Marmelade geworden. Kurz vorher, ehe man sie vom Feuer nimmt, thut man noch einige Löffel guten Brantwein hinzu. Ist das Carottenmüß genügend durchgekocht, so schüttet man es in Steintöpfe, bindet, wenn er völlig erkaltet ist, Papier darüber und bewahrt es auf wie anderes Eingemachte.

Dieses Mohrrübengelee ist nicht allein sehr wohlfeil, sondern zugleich wohlschmeckend und der Gesundheit sehr zuträglich. Namentlich ist es zum Besperbrod der Kinder zu empfehlen.

Ueber die Aufbewahrung der Eier.

Die Zeit naht, wo die Hühner wieder mehr Eier legen als man verbraucht, und daher dürften einige Winke über die Aufbewahrung hier an rechter Stelle sein, die wir dem Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft entlehnen.

Da die Verderbniß der Eier von der Wechselwirkung des flüchtigen Inhalts mit der atmosphärischen Luft sich erklärt, so muß die nächste Aufgabe sein, die Luft, welche durch die Poren der Schale eindringt, zurückzuhalten oder unschädlich zu machen, daher denn das Einlegen der Eier in solche Stoffe, welche die Luft abhalten, oder sie ihres Sauerstoffs berauben, oder faulige Gase absorbiren, ferner das Ueberstreichen mit luftdichten Ueberzügen (firnissen) vielfach empfohlen und angewendet wird. Man legt die Eier in Syruß, Alette, Sägespäne, namentlich von Eichenholz, Hädel, Aiche; noch besser wirkt Kohlenpulver, weil dieses sowohl den Sauerstoff der Luft absorbirt, als auch die etwa bei Fersehung der Eier sich bildenden Gasarten. Einlegen in Salz, in Chlorkalk, zieht die Feuchtigkeit an, welche ebenfalls als Ferseungsurache anzusehen ist. Um die Poren der Schale zu verstopfen und so die Luft abzuhalten, reibt man die Eier mit Talg, Del, mit Syruß ein, macht noch besser einen Anstrich von Gummiichleim, mit Wasserglas, mit einem Harz- oder Oelfirnis. Auch übergießt man den ganzen Eiervorrath mit Kaltmilch oder wenn man die Eier einzeln für den Verbrauch bereit halten möchte, überstreicht man sie einzeln mit Kaltmilch, mit frischgemachtem Gypsbrei; manche besudeln nur die Eier mit Wasser und bestreuen sie dann mit gut gebranntem Gyps. Bei diesen Ueberzügen, die man also aus sehr verschiedenen Stoffen wählen kann, muß doch immer darauf geachtet werden, daß der Stoff keinen unangenehmen Geruch dem Inhalt des Eies mittheilt. In einzelnen Gegenden werden die Eier in Kaltwasser aufbewahrt. Man bereitet es, indem man Wasser kocht, damit es seine Kohlenäure und atmosphärische Luft abgibt, dann löst man feinsten Kohlenkalk darin auf, legt die Eier ein und läßt das Wasser eine Hand hoch über den Eiern stehen. Hierbei bildet sich ein dichter Ueberzug von tohlenäurem Kalk um die Schale, welcher dann die Luft abhält. Zum Ersatz des hierzu verbrauchten Kalkes legt man von Zeit zu Zeit etwas feinsten gebrannten Kalk in das Wasser.

Die Wirkung dieser abschließenden Ueberzüge soll noch dadurch erhöht werden, daß man nach Art der Appert'schen Conservirungsmethode die Eier, um die Luft aus ihnen möglichst zu verreiben, etwa 5 Minuten lang in ein Wasser von 50-60 Grad R. eintaucht und dann erst den Ueberzug macht.

In einzelnen Gegenden, z. B. in Irland, ist es üblich, die Eier die man aufbewahren will, durch kochendes Wasser zu ziehen; man läßt sie etwa 5 Sekunden der Einwirkung der Siedehitze ausgesetzt, dadurch bildet sich im Innern eine ganz dünne Schicht geronnenes Eiweiß, welches die Luft einwirkung auf die flüssigen Stoffe des Eies zurückhält.

Als allgemeine Regeln für die Aufbewahrung der Eier gelten, daß man sie auf die Spitze einstelle, damit nicht die innere Schalenhaut, welche oben die Luftblase bildet, zerplatze und der Inhalt hienach der Luft unmittelbar ausgesetzt werde; ferner stelle man jedes Ei einzeln, damit, wenn ja eines fault, nicht Veranlassung gegeben sei, daß seine Ausflüsse auf das ihm dicht anliegende als eine Art Gährungsstoff einwirken; auch wird hierbei der Zerbrechlichkeit Rechnung getragen. Der Aufbewahrungsort sei kühl, am besten in der Nähe eines Cistellers, nicht zu feucht, aber auch nicht zu trocken, weil sonst die Eier zu stark austrocknen.

[421] R. G.

Welche Blumen wieder zu erfrischen.

Sind abgepflückte Blumen durch Vernachlässigung etwas welk geworden, so kann man sie wieder beleben, indem man 2/3 ihrer Stiele in kochendes Wasser taucht. Nach und nach erholen sie sich wieder; sobald sie ihre Frische gänzlich wiedererlangt, schneidet man den Theil der Stiele, welcher im heißen Wasser gewesen, ab und stellt die Blumen in eine mit frischem Wasser gefüllte Vase.



Krieg ist ein gewichtig Wort, aber die Ehre ist gewichtiger; Friede ist ein lieblich Wort, aber das Recht ist lieblicher; wo unsere Ehre und unser Recht angegriffen wird, müssen wir den Krieg nicht abweisen, wenn auch der Friede willkommener wäre.

- Wähnen, glauben, fürchten, lieben, Sich erretzen und betrüben, Bald sich wagen, bald besinnen, Oft verlieren, oft gewinnen; Auf der Bahn, wie sie gegeben, Dornig, rosig, holprich, eben, Sich vertiefen, sich erheben; Zwischen Furcht und Hoffnung schweben, Traum mit Wirklichkeit verweben, Doch wo möglich vorwärts streben, Das ist eben Menschenleben.

So lange nicht Tugend das einzige Ziel unsers Geschlechts wird, bleibt der Genius des Krieges der flammende und wohlthätige Meteor, der Wahnwitz durch Wahnwitz vernichtet, der unsere Felder mit Verbeherung bezeichnet, aber von jedem blutigen Schlachtfelde auf eine ewige Wahrheit zeigt. Seid stark in Euren Seelen, ihn zu achten als das, was er sein soll.

Ein Gewissen, frei von allem Tadel, Uebertrifft den Reichtum und den Adel, Und des Zufalls ganze Schmeichelei.

Die Gedanken und Gefühle, die in uns wohnen, sind die großen Ausgleich aller menschlichen Dinge. Der Reiche gewöhnt sich an den Reichtum so wie der Arme an die Armut; die Hässlichkeit verschwindet, wenn man sie oft betrachtet, und der Dumme fühlt seine Geistesarmuth nicht.

Verlag von F. Schaefer in Berlin.

Rösselsprung - Aufgabe.

Table with 8 columns: Mensch, tung, gelüb, sa, Be, die, tur, Ken. and 8 rows of text.



Dreifsilbige Charade.

Sonst, wenn der beiden ersten Silben Klang Mit mildem Wohlklang Dir zu Ohren drang, Lieb Dir wohl jede bange Regung fern. Wer hört nicht schöne Frauennamen gern!

Leht - wenig Jahre sind seitdem entflohn - Knüpft finstren Ernst sich an der Silben Ton, Mahnt Dich an Kriegerzorn, an Todesnacht, An alle Greuel einer wilden Schlacht.

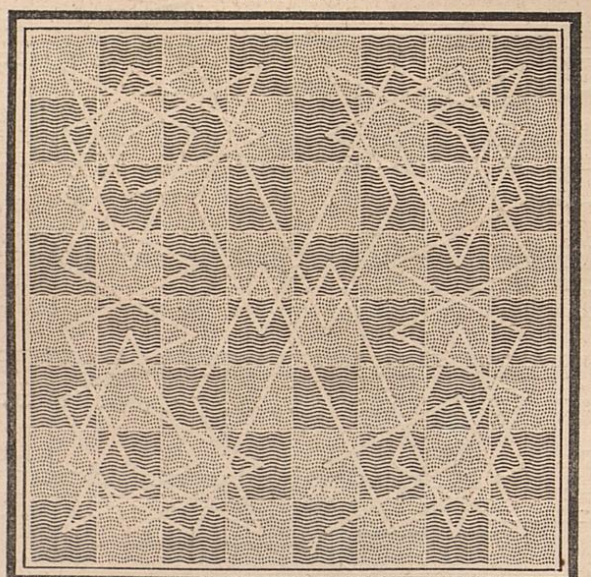
Kommst Du, wie es die dritte Silbe spricht, So bist Du sicherlich der Erste nicht, Und siehst Du, wie es diese Silbe sagt, Wirft nimmer Du des Hochmuths angeklagt.

Vom Ganzen drängt sich, ehe noch das Jahr Zu Ende geht, eine ganze Schaar, Bald prächtig, bald in einfach schlichtem Kleid Auf unsern Büchermarkt bei guter Zeit.

Der eine zeigt Dir Silber schön und fein, Der andre schlüßert Dich mit Märchen ein, Der dritte giebt zur Prosa, welche Du Von ihm verlangst, auch Poesie noch zu.

Der vierte bringt Novellen lang und breit, Und Anekdoten für die Heiterkeit, Und manches noch für Küche, Herz und Haus, Das ich nicht nenn', sonst wär' das Rathen aus. Marie Harrer.

Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung - Aufgabe Seite 180.



Auflösung der Rösselsprung - Aufgabe Seite 180. Im unermessnen Weltssysteme Die schönste Perle der Natur - An ihrem Sternendiademem Der reichste Demant in der Schnur - Das höchste Wunder unter allen. Das Meisterwerk in Raum und Zeit: - Das ist das Herz in seinem Wallen. Das Herz in seiner Trunkenheit.

Auflösung der zweifilbigen Charade Seite 180. „Beispiel.“



Hr. J. W. in D. Zu der auf Seite 164 des Bazar erwähnten sympathetischen Tinte gehört in der That nichts weiter als Wasser und Kobaltfals (Kobaltorydul oder Kobaltchlorid). Die röhliche Färbung der Flüssigkeit erscheint nur sehr matt, natürlicher Weise, da die damit ausgeführte Schrift unsichtbar sein muß. Bei dem richtigen Grad der Erwärmung tritt die Schrift blaugrünlich hervor; erhit man sie zu sehr, so verdimmet sie nicht wieder. Wir empfehlen jedoch bei Gebrauch des Kobaltfalses Vorsicht. Gelegentlich hier noch einige andere sympathetische Tinten. Etwas grüner Vitriol wird in Wasser aufgelöst und etwas Alaun zugefügt. Diese Flüssigkeit giebt eine unsichtbare Schrift, die, mit einem gut gefärbten Galläpfelaufzug besudelt, schwarz erscheint. Wenn man mit verdünnter Eisenchloridlösung schreibt und dann die unsichtbare Schrift mit einer Auflösung von Schwefelquantium besudelt, erscheint dieselbe roth; nimmt man statt des Schwefelquantium gelbes Blutlaugensalz, so wird die Schrift blau.

Hr. J. v. D. auf N. Wenn Sie die Erklärung des Modenbildes Seite 145 des Bazar einer genaueren Durchsicht unterwerfen, so werden Sie die meisten Ihrer Fragen beantwortet finden, doch da Sie um Erläuterung bitten, wollen wir über die Ihnen unbekannt scheinenden Ausdrücke und etwas näher ausprechen. Unter „Doppeltaste“ verstehen wir eine nach zwei Seiten doppelt übereinander gelegte Falte; unter „Einnäher“ jene Falten, welche z. B. an Kleidermänteln und Corsets nöthig sind, um dieselben der Figur anzuwasfen. An dem von Ihnen bezeichneten Rod werden die „Einnäher“ (wie in der Beschreibung gesagt, nach unten auslaufend) deshalb angebracht, damit die Mode oben möglichst glatt an die Hüften schließe, was unsere Großmütter und Mütter durch die sogenannten Keilfleider erzielten. Ob Sie den durch die Einnäher von der Rodweite hinwegzunehmenden Stoff wegschneiden, oder ihn auf der linken Seite umbiegen wollen, steht ganz in Ihrem Belieben.

Hrn. G. K-a in W. Das eingelangte Manuscript ist zur Mittheilung durch den Bazar nicht geeignet. Hr. W. G. in J. Hr. N. F. in Gr. B. Richtig. Hr. C. M. in A. Richtig. - Ihre Fragen können wir mit Nein beantworten. Hr. F. Sch. in W. Schnittmuster zu Kleidermänteln und zu Aermeln der verschiedensten Art liefern die „Modelle“ fast unausgeseht. Ob dieselben zum Hauskleid oder Gesellschaftskleid, kommt nur auf den Stoff und die Garnitur an, die Sie daran wenden. Das Schnittmuster eines Schlafrocks befindet sich in Nr. 14 der „Modelle“, Jahrgang 1858.

Hr. K. v. G. Das Original der von Ihnen bezeichneten Mantille ist nicht mehr in unseren Händen, daher Sie den Schnitt derselben nicht erhalten können. Aehnliche Mantillenschnitte finden Sie jedoch in Nr. 14 und 16 der „Modelle“, sowie auf Seite 136, 137 und auf dem Supplement der vorletzten Arbeits-Nummer des Bazar. Hr. D. B. in D. Wir können die Aufnahme nicht bestimmt verprechen. Hr. N. S. in W. Die Mittel zur Abhilfe des Ihrer Mantille widerfahrenen Schadens geben bei dem genannten Stoff zu häufig unangünstige Resultate, als daß wir Ihnen eines dieser Mittel empfehlen möchten. Der gewünschte Name wird so bald als möglich erscheinen.

Hr. J. M. in F. Französische Gedichte nimmt der Bazar nicht auf; an der deutschen Dichtung gestalten Sie uns im Fall der Aufnahme einige Venderungen. Hr. Baronin F. v. L. in L. Wir rathen Ihnen zur Anwendung des Brönner'schen Fleckwassers. Hr. O. v. B. in W. Das Alphabet, welches sich Ihres besondern Beifalls zu erfreuen hat, ist nur in großen Chiffren ausführbar; bei kleinen Buchstaben würde der Charakter der Schrift zu viel von seiner Eigenthümlichkeit verlieren. - Neue Epigramme erscheinen, wie Sie bereits gesehen haben werden, jetzt im Bazar. - Eine berliner Elle hat 67 Centimeter, doch finden Sie ein Centimetermaß auf dem Supplement der diesjährigen Wäch-Nummer. - Ueber die Zahl der Kugeln an Grasens-, Freiherren- und Bürgerkronen sind Sie ganz recht unterrichtet; was die Wapenfrage betrifft, so ist dieselbe wirklich zu ernsthaft, um von einer andern als der höchsten Staatsbehörde beantwortet zu werden. - Vielleicht begnügt sich Ihr Patriotismus mit Anwendung der Nationalfarben.

Hr. A. K. in B. Für das Eingelangte Dank. Einer Abonnentin in W. Inselholz oder Blauholz ist in Droguerie-Handlungen zu haben. Hr. M. W. in W. Echter Sammetbesatz beeinträchtigt nie die Eleganz eines Kleides. Hr. K. L. in L. in N. W. Wir sind allerdings im Besitz eines Receptes zum Waschen der Reistrohüte, werden jedoch, da die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt und der Raum des Bazar durch andere notwendiger Mittheilungen beansprucht ist, es erst im nächsten Jahr veröffentlichen. Die Chiffren werden so bald als möglich erscheinen.

Hr. J. M. in Die Kleiden Ihrer hübschen „Bettelfinder“ sind ganz nach modernem Schnitt und werden wenig oder keine Ausbesserung bedürfen. Comtesse D. in W. bei D. Ein Dessin in der von Ihnen angedeuteten Weise wird, wenn es irgend möglich ist, bald erscheinen. Was Namenschiffren und Krone betrifft, so sind bereits Schritte zur Erfüllung Ihres Wunsches gethan. Epigramme in Filet und in Tüll sind theilweise bereits erschienen, und folgt deren Fortsetzung in nächster Nummer. Hr. Bar. C. auf S. bei Fr. Um das Corset mit einer Bürste zu reinigen, wird es in eine flache Banne gelegt und darin mit Wasser und Seife, vermittelst der Bürste, gehörig gerieben, dann in reinem Wasser mehrmals gespült, etwas gesüßt, dann zum Trocknen aufgehängt, und wenn es halb trocken, gepulvert. Wird das Corset durch das Bürsten allein nicht rein, so läßt man es noch einige Zeit in heißem Wasser ziehen. Bei diesem Verfahren ist es nicht eben notwendig, das Büschlein herauszuziehen, doch jedenfalls sehr schonend für dasselbe, da es durch das Waschen stets leidet.

Hr. C. S. W. „27“. Die unter dem Namen Currer Bell bekannte englische Schriftstellerin hieß Charlotte Bronte, war die Tochter eines Landgeistlichen in der Grafschaft Cumberland und 1824 geboren. Der berühmte schottische Dichter Walter Scott ward den 15. August 1771 zu Edinburg geboren, wo sein Vater Schwalter war, und starb im Jahre 1832 auf seinem Gute Abbotsford am Ufer des Tweed. Das dankbare Vaterland errichtete ihm ein Denkmal, das schönste, das je einem Dichter errichtet wurde, welches eine der herrlichsten Fierden des herrlichen Edinburg ist. Die Werke englischer Schriftsteller sind fast ohne Ausnahme vom Standpunkt der Moral betrachtet, als Verurtheilung für junge Mädchen zu billigen, ganz entgegengekehrten Schriften der Franzosen, unter denen eine strenge Auswahl getroffen werden muß.

Zur gefälligen Beachtung. Wir haben Veranlassung hier zu bemerken, dass der Bazar wie bisher auch ferner „regelmässig“ erscheinen wird. Sollte in der Ablieferung der nächstfolgenden Nummern also eine Stockung eintreten, so bitten wir unsere Abonnentinnen, sich lediglich an die Buchhandlung zu halten, bei der auf unsere Zeitung pränumerirt worden ist. Berlin. Die Administration des Bazar.